



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Vergißmeinnicht 1909

10 (1909)

---

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift des  
Missions-Ordens Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an die:



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.  
№ 10.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franco zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.  
Oktober 1909.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

P. Gerard Wolpert, Propst von Mariannhill.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannahill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### H e r b s t.

Schon in's Land der Pyramiden  
Floh'n die Störche über's Meer,  
Schwalbenflug ist längst geschieden,  
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage  
Streift der Wind das letzte Grün,  
Und die süßen Sommertage,  
Ach, sie sind dahin, dahin.

Nebel hat den Wald verschlungen,  
Der dein stillstes Glück gesehn;  
Ganz in Duft und Dämmerungen  
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne  
Unaufhaltfam durch den Duft,  
Und ein Strahl der alten Wonne  
Rieselt über Tal und Klust.

Und es leuchten Wald und Heide,  
Daß man sicher glauben mag,  
Hinter allem Winterleide  
Liegt ein ferner Frühlingstag.

Theodor Storm.

## Die Mariannahiller Frage ist gelöst!

Dies die frohe Kunde, die wir heute in dankbarem Ausblick zu Gott all' unsern geehrten Freunden, Gönnern und Wohltätern bringen. Wie schon in der Januar-Nummer des „Vergißmeinnicht“ erwähnt, handelte es sich darum, dem Missionskloster Mariannahill eine neue, seinen eigentümlichen Verhältnissen entsprechende Regierungsform zu geben. Vorschläge hiefür machten wir Mariannahiller Kapitularen im Auftrage unseres Hochwürdigsten Generalabtes auf einer im Mai 1908 abgehaltenen Missionskonferenz, und der Hochwürdigste Apostolische Vikar von Transvaal, Dr. W. Miller, welcher dieser Konferenz im Auftrage der Propaganda präsiidiert hatte, legte dieselben persönlich dem apostolischen Stuhle zur Begutachtung vor. Im Dezember 1908 reisten auch unsere Patres Rev. Father Baldwin Keiner und Rev. Father Innocens Buchner als Delegaten unseres Missionsklosters nach Rom, wo sie am 20. Januar 1909 anlangten.

Sie fanden daselbst die freundlichste Aufnahme und das denkbar wünschenswerteste Entgegenkommen, sowohl beim Hochwürdigsten Generalabte selbst, als namentlich auch beim Sekretär der Kongregation für Ordensleute, dem Hochw. Herrn L. Janssens O. S. B., und da sich der Heilige Vater Papst Pius X. persönlich in höchst eingehender Weise um die Sache annahm, wurde das betreffende apostolische Dekret schon am Feste Mariä Lichtmess, 2. Februar 1909, ausgefertigt; doch sollte dasselbe erst mit der feierlichen Promulgation in Mariannahill durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof Miller, der im erwähnten Dekrete zugleich zum apostolischen Visitator unseres neuen Missionsordens ernannt worden war, in Kraft treten. Da jedoch Se. Bischöflichen Gnaden vorerst verschiedene sein eigenes Vikariat betreffende Fragen zu erledigen hatte, verzögerte sich seine Rückkehr um mehrere Monate. Ende Juni traf endlich von ihm das Kabeltelegramm ein: „Versammelt die Kapitularen auf den 28. Juli zu einer allgemeinen Konferenz.“ — Merkwürdiges Zusammentreffen! Am 28. Juli war im Jahre 1880 der Hochwürdige Franz Pfanner, damals Prior von Mariastern, mit den ersten Trappisten in Port Elisabeth gelandet; also genau am 29. Jahrestage ihrer Ankunft in Südafrika sollte das päpstliche Dekret pro-

mulgiert werden, das dem Missionskloster Mariannahill eine eigene durchaus selbständige Verfassung gibt. Wir bedauern nur, daß es dem edlen Gründer, dem Hochw. Abte Franz selber, nicht mehr gegönnt war, diesen Tag zu schauen.

Bischof Miller traf Sonntag, den 25. Juli, in Mariannahill ein, wurde von der ganzen Gemeinde und den Schulkindern feierlich an der neuen Pforte empfangen und hierauf unter den fröhlichen Klängen unserer wohlgeschulerten schwarzen Musikkapelle prozessionsweise zur festlich dekorierten Kirche geleitet, wo er den Anwesenden den Bischöflichen Segen erteilte. Während der beiden folgenden Tage erschienen die über einen großen Teil Südafrikas vom Kei-River bis nach Rhodesia zerstreut wohnenden Missionäre und Kapitularen, über 50 an der Zahl, in Mariannahill. Selbstverständlich war die allgemeine Erwartung groß, denn es war uns noch immer ein Geheimnis, in welcher Weise Rom die in unser gesamtes Leben und Wirken so tief einschneidende Frage gelöst habe.

So rückte also der 28. Juli l. Js. heran. Um 1/2 8 Uhr las Bischof Miller zu Ehren des hl. Geistes die Konventmesse, hierauf versammelten sich alle Professoren, Religiosen und Konversbrüder im Kapitelsaal, woselbst der Hochwürdigste Herr Bischof in Latein folgendes päpstliches Dekret verlas, das wir hiemit in deutscher Uebersetzung wiedergeben:

### D e k r e t.

Unter den Söhnen jener Ordensfamilie, die, der väterlichen Ueberlieferung getreu, sich bemühet, das „Licht zur Erleuchtung der Heiden“ auch in weit entlegenen Gegenden durch Wort und Beispiel zu verbreiten, nehmen fürwahr nicht den letzten Platz ein, sondern verdienen vielmehr hohes Lob jene Reformierten Zisterzienser, die, vom Kloster Mariastern in Bosnien ausgehend, unter Führung des Hochw. P. Franz Pfanner in Südafrika im Jahre 1882 die Abtei Mariannahill gründeten, und von da aus mit etwa 20 Missionsstationen die weit ausgedehnten Bezirke Natal wie mit einem gewaltigen Netze umspannten.

Doch gerade diese Ausbreitung schuf nicht geringe Schwierigkeiten, da sie nämlich, wie die Erfahrung zeigte, mit jener streng monastischen Lebensweise, wie sie dem Reform. Zisterzienserorden eigen ist, kaum in Einklang gebracht werden kann. Es wurden daher von beiden Seiten, sowohl vom Hochwürdigsten Generalabte des genannten Ordens, als auch von den Mönchen in Mariannahill Bittgesuche eingereicht, es möchte ihnen für die Zukunft eine eigene Regierungsform gegeben werden, und so beschloss die für Ordensleute eingesetzte Kongregation nach reiflicher Ueberlegung der Sachlage und unter Zustimmung Sr. Heiligkeit Papst Pius X. wie folgt:

I. Zwischen dem Orden der Reform. Zisterzienser und den „Ordens-Missionären von Mariannahill“ — wie sie in Zukunft heissen sollen — bestehe eine vollständige Trennung, jedoch so, dass diejenigen, welche bei den Zisterziensern feierliche Gelübde abgelegt haben, dieselben behalten und zeitlebens die persönlichen Privilegien geniessen, welche mit einer derartigen Profess verbunden sind.

Ueberdies soll das Wesentliche der Regel, wie sie gegenwärtig in Mariannahill besteht, von allen im Gebrauch beibehalten werden, sofern nicht durch gegenwärtiges Dekret anders bestimmt wird.

Den kirchlichen Gottesdienst sollen die Missionäre mit Erlaubnis des Hochwst. Generalabtes der Reform. Zisterzienser nach dem Zisterzienser-Ritus abhalten, wenigstens bis zu dem nach Ablauf dreier Jahre abzuhaltenden Generalkapitel. Bei der Verwaltung der hl. Sakramente dagegen, zumal auf den Missionsstationen sollen sie sich des Römischen Rituale bedienen.

II. Die Kirche in Mariannahill werde zur Kollegiat- oder Stiftskirche erhoben, deren Vorstand den Titel Propst führt, und der als solcher das Haupt einer Kommunität von Ordensleuten ist, die von der Jurisdiktion des Ordinarius unabhängig sind. Auch erfreue er sich als Prälat des Rechtes der Pontificalien, ausgenommen jedoch des Rechtes der Erteilung der niederen Weihen und der besonderen Privilegien derselben Art.

III. Den Propst wählen alle Religiosen, die in den höheren Weihen stehen, mit absoluter Stimmenmehrheit auf Lebenszeit, ausgenommen den erstmaligen, der vom Apostolischen Stuhl in widerruflicher Weise ernannt wird. Der Propst leite alle Mitglieder, sowohl die in Mariannahill, wie die draussen auf den Missionsstationen in väterlicher Weise; er ernenne alle Beamten der Kommunität, sowie die Obern der Stationen nach dem Rate der Dekane; er habe den Vorsitz auf dem Generalkapitel, halte die ordentliche Visitation der Missionsstationen alle drei Jahre, und die ausserordentliche je nach den Umständen entweder persönlich oder durch einen seiner Dekane.

IV. Die zeitlichen Einkünfte der Genossenschaft verwalte er in Gemeinschaft mit dem Cellerarius, jedoch mit der Beschränkung, dass er, die gewöhnlichen Bedürfnisse abgerechnet, nicht eigenmächtig über eine Summe verfüge, welche den Betrag von 1000 italienischen Lire oder 40 Pfd. Sterling übersteigt, sondern dass er hierbei den Rat der Dekane einhole, an deren Votum er gebunden ist, so oft es sich um eine Summe von mehr als 5000 Lire handelt. Das Grundeigentum aber und was immer zur Foundation gehört, werde auf keinen Fall veräussert

ohne Zustimmung des Generalkapitels und die Erlaubnis des Apostolischen Stuhles.

V. Die Gesamtgemeinde der Ordens-Missionäre von Mariannahill zerfällt in zwei Klassen: die eine ist die der Priester und Priesteramts-Kandidaten, die andere die der Konversen. Alle Mitglieder legen einfache Gelübde ab. Die der ersten Klasse zugehörten machen nach Ablauf ihres einjährigen Noviziates zunächst Gelübde auf drei Jahre, dann auf Lebenszeit. Die Konversen legen nach Vollendung einer Probezeit von zwei Jahren, von welchen wenigstens das eine in Mariannahill zugebracht werden muss, Gelübde auf fünf Jahre ab, dann ewige.

Als gemeinsames Noviziat bestehe nur eines in Mariannahill. Die Zulassung zu den zeitlichen Gelübden hängt mit entscheidender Stimme vom Propst und den Dekanen ab, von welchen auch die zeitlichen Gelübde durch die Entlassung gelöst werden können; die ewigen dagegen nur vom Apostolischen Stuhle. Dem ganzen Offizium beizuwohnen, das täglich öffentlich im Chore abgehalten wird, ist niemand verpflichtet, als die in Mariannahill weilenden Priester, welche darauf bedacht sein mögen, es mit jener Würde zu tun, wie es sich für eine Kollegiatkirche geziemt.

VI. Der Rat des Propstes ist ein zweifacher: ein kleiner, der aus den Dekanen besteht, und ein grosser, der alle in den höheren Weihen Stehenden umfasst. Der Rat der Dekane bestehe aus sechs Mitgliedern, und zwar von Amts wegen aus dem Prior und Cellerarius, die vom Propste ernannt werden, sodann durch Wahl aus vier anderen, von welchen zwei vom Propst und zwei vom Generalkapitel aufgestellt werden. Diese Dekane erfreuen sich einer blos beratenden Stimme, ausgenommen in dem oben angegebenen Falle, in welchem sie das Recht haben, eine entscheidende Stimme abzugeben.

Das Generalkapitel, das wenigstens jedes Jahr vom Propst nach Mariannahill einzuberufen ist, besteht aus allen in den höheren Weihen stehenden Professoren. Ist einer an der Beiwohnung verhindert, soentschuldige er sich schriftlich. Zur Beratung werde vorgelegt, was dem Propst im Einvernehmen mit dem Dekanatsrate zur Behandlung geeignet erscheint, oder was nach dem Kirchenrechte zur Befugnis eines Ordenskapitels gehört, wie die Zulassung zu den ewigen Gelübden, die Veräusserung liegender Gründe, die Ersatzwahl der Dekane und Aehnliches der Art.

VII. In Mariannahill sollen die philosophischen und theologischen Studien errichtet werden, nach den vom Apostolischen Stuhle festgesetzten Normen.

Se. Gnaden, der Hochwürdigste Herr Dr. Wilhelm Miller, Bischof von Eumene und Apostolischer Vikar von Transvaal, welcher der Genossenschaft der Missionäre schon mit so grossem Wohlwollen vorgestanden, wird dem neuen Institute als Apostolischer Visitor beigegeben. Er versammle die Missionäre zu einer Konferenz und lese ihnen vorliegendes Dekret mit den nötigen Erklärungen vor. Den Hochwürdigsten Herrn Gerard Wolpert ernenne er, bis der Apostolische Stuhl anders entscheidet, zum erstmaligen Propst. Nach Ablauf dreier Jahre berufe er abermals ein Plenarkapitel, dessen Aufgabe es sein wird, unter Einhaltung der oben angegebenen Normen neue Konstitutionen auszuarbeiten, sowie

für die auf den Stationen weilenden Priester endgiltige Verordnungen zu geben.

Ohne Rücksicht auf etwa entgegenstehende Bestimmungen.

Rom, am Feste Maria-Reinigung 1909.

Fr. J. C. Card. Vives,  
Praef.

L. S.

Das also ist die Entscheidung des hl. Stuhles. Roma locuta est, causa finita. Der Wille der hl. Kirche ist immer auch der unsere. Selbstverständlich begrüßen wir die Konstituierung Mariannahills zu einem eigenen, freien und selbständigen Missionsorden mit ewigen, bezw. feierlichen Gelübden, sowie die Erhebung unserer Kirche zum Range einer Kollegiatkirche, und das Privilegium der Exemption mit hoher Freude. Ist es doch in der Geschichte des ganzen Zisterzienserordens unerhört, daß ein einzelnes Haus nach kaum 27jährigem Bestande mit solch' großen und weitgehenden Privilegien ausgestattet wurde.

Wir sprechen an dieser Stelle all' denen, die uns irgendwie dazu verholfen, speziell aber unserm nunmehrigen apostolischen Visitator, Msgr. Müller, unsern tiefgefühlten, herzlichsten Dank aus. Unser aufrichtiges Bestreben aber soll es sein, uns mit der Gnade Gottes des geschenkten Vertrauens auch würdig zu zeigen.

Nach Verlesung des päpstlichen Dekretes ernannte der Bischof dem ihm vom apostolischen Stuhle gewordenen Auftrage zufolge den Hochwürdigsten P. Gerard Wolpert zum ersten Stiftspropst von Mariannahill. Ehrwürdiger Vater Gerard ist unsern geehrten Lesern schon längst bekannt, war er doch mehrere Jahre hindurch (vom September 1900 bis Februar 1905) Abt von Mariannahill und hatte er seinerzeit nur aus reiner Vorliebe für die Mission, in welcher er stets in ganz hervorragender Weise tätig gewesen, seine Resignation eingereicht. Alle Einwendungen und Bedenken, welche er auch diesmal gegen die Annahme des neuen Amtes anbringen wollte, schneit Bischof Müller einfach mit der Erklärung ab: „Im Auftrage des apostolischen Stuhles verpflichte ich Sie im hl.

Gehorjam, Ihr Amt anzunehmen!“ Wir aber erblicken hierin das sichtliche Walten der göttlichen Vorsehung und rufen unserem neuen hochverehrten Obern, der mit den Mariannahiller Verhältnissen vertraut ist, wie kein zweiter, aus ganzem Herzen zu: „Ad multos annos!“

Kaum hatten wir den Kapitelsaal verlassen, als sowohl in unserer nunmehrigen Kollegiat-, wie in der neuen St. Josephskirche, alle Glocken zu läuten begannen und über eine Viertelstunde lang in jubelnden Tönen über die ganze weite Umgegend die frohe Kunde hinaustrugen von dem, was soeben innerhalb der Mauern Mariannahills geschehen.

Im Laufe des Nachmittags fand durch das Generalkapitel die Wahl, bezw. durch den Propst die Ernennung der sechs Dekane statt, und am darauffolgenden Morgen hielt der Hochwürdigste Herr Bischof ein feierliches Pontifikal-Requiem für den Gründer von Mariannahill, den verstorbenen Abt Franz Pfanner, dem auch unsere Schulkinder beiwohnten. Auch wurden drei Dankadressen abgefaßt, eine an den hl. Vater, Papst Pius X., die zweite an Se. Eminenz Kardinal J. C. Vives, Präfecten der Kongregation für Ordensleute, die dritte an den Hochwürdigsten Generalabt der Reformierten Zisterzienser.

Wir schließen mit der Bitte an unsere geehrten Wohltäter, sie möchten Mariannahill auch in seiner neuen Verfassung treu bleiben, damit das große, unter dem augenscheinlichen Segen Gottes begonnene Werk immer schöner und segensreicher sich entfalte zur größeren Ehre Gottes und zum leiblichen und geistigen Wohle vieler Tausende in Südafrika. Das walte Gott!

Anmerkung: Der vom hl. Vater Papst Pius X. unterm 6. Oktober 1906 approbierte Mariannahiller Messbund dauert selbstverständlich auch in Zukunft in unveränderter Weise fort.

Desgleichen werden wie bisher in unserer Kollegiatkirche täglich zwei hl. Messen gelesen werden, eine für die Lebenden, die andere für die verstorbenen Mitglieder, Anverwandten und Wohltäter; an Sonntagen auch noch die Matural-Messe.

### Der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner †.

In der stillen Einsamkeit eines großen Waldes, fernab vom lärmenden Getriebe der Welt, liegt in der armen, unfruchtbaren Gifel das alte Zisterzienserkloster Maria Wald. Nachdem es, wie so viele andere Klöster, im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Opfer der Säkularisation geworden, wurde es im Jahre 1860 vom Trappistenkloster Delenberg im Elsaß als Neugründung angekauft. Die Gebäulichkeiten waren natürlich im Laufe der Jahre sehr in Verfall geraten und die früher so schöne gotische Kirche hatte weder Dach noch Türen, noch Fenster. Daß es unter diesen Umständen für die neu eingezogenen zwanzig Trappisten viel zu tun gab, liegt auf flacher Hand.

Hier nun machte W. Pfanner sein Noviziat. Als er sich dem Kloster nähernd den schönen Buchenwald dahinschritt, dachte er wohl an den hl. Bernard, der bekanntlich sagte, er habe unter den Buchen und Eichen seines Klosters mehr gelernt, als aus allen Büchern. Dazu war er der festen Meinung, er werde nie mehr den Weg aus diesem Buchenwalde zurück machen. Am 9. Oktober 1863, an dem Tag, an welchem die Kirche

das Gedächtnis des Patriarchen Abraham feiert, empfing er das hl. Kleid und erhielt dabei den Namen Franziskus. In der Anrede, welche dabei der Prior des Klosters hielt, war das Motto: „Gehe heraus aus deiner Verwandtschaft, aus deinem Haus und deiner Gegend und ziehe in das Land, das ich dir zeigen werde.“ Welch' tiefe Bedeutung diese Worte für ihn noch haben sollten, ahnte der gute Novize damals noch nicht.

P. Franz begann sein Noviziat mit aller Energie, deren sein eiserner Charakter nur fähig war. Bei den ersten Arbeiten, die er nicht mehr gewohnt war, gab es viel zu leiden, doch nach und nach gewöhnte er sich an alles; ja, die viele körperliche Bewegung und die einfache Pflanzkost kräftigten seine Gesundheit, die Wangen röteten sich, der Appetit war ausgezeichnet, und nach weniger als einem Vierteljahr war P. Franz wieder jeder Arbeit, auch der schwersten, gewachsen. Da man sah, daß er Geschick und Kraft zu allem habe, wurden ihm in der Regel die schwereren Arbeiten zugebacht. Er mußte Straßen reparieren, Gebüsch ausroden, Holzbüchel aus dem Walde holen, Wiesen bewässern und namentlich Holz spalten. Letzteres ist auch sein ganzes Leben hindurch seine

Lieblingsbeschäftigung geblieben. Als er schon hoch in den Siebzigern war, konnte er noch Liebe führen, daß die Fesseln davonflogen.

Sein Hauptstudium war die Psalmenerklärung des großen Bellarmin. Dabei lebte er äußerst eingezogen. Sein Grundsatz war: „Bezähme die Augen und benütze die Zeit! Bald nach seinem Eintritt ins Noviziat machte er das Gelübde, jeden unnützen, freiwilligen Blick sofort durch eine kleine Buße zu sühnen. Tagelang arbeitete er im Freien, ohne dabei auch nur ein Stück vom blauen Firmament zu sehen und bei Tisch kannte er nach einem vollen Jahre noch nicht einmal seinen nächsten Nachbar. So verging die Zeit des Noviziates, welche damals auf ein einziges Jahr beschränkt war, in denkbar größtem Frieden, und am 21. November 1864, dem Feste Mariä Opferung, verband er sich durch die hl. Profess für immer mit unserem Orden.

Die Oberen wußten seine Tolerante zu schätzen. P. Franz bekleidete in Mariawald der Reihe nach das Amt eines Subprior's, eines Arbeitsvorstandes und Novizenmeisters, und im Jahre 1867 erhielt er die Erlaubnis, in Verbindung mit einigen Laienbrüdern eine Neugründung in Oesterreich zu beginnen. Doch die Zeiten hierfür waren überaus ungünstig. Alle Versuche schlugen fehl; da wandte sich P. Franz mit seinen drei Brüdern nach Rom, wo sich bald einflußreiche Freunde seiner annahmen.

Um jene Zeit schenkte Papst Pius IX. das eine Stunde außerhalb Roms gelegene alte Zisterzienserloster Tré Fontane, das einst über der Stätte erbaut wurde, wo der hl. Apostel Paulus enthauptet worden war, dem Trappisten-Orden. Als unsere kleine Schar vom General-Prokurator dem hl. Vater angemeldet wurde, kamen sie ihm gerade recht und erhielten von Sr. Heiligkeit den Auftrag, jenes Kloster wieder einzurichten. Später kamen auch noch Väter und Brüder aus verschiedenen Klöstern des Trappistenordens dazu. P. Franz mußte, da er verschiedener Sprachen mächtig war, den Pförtner machen, und da in jenem Jahre gerade das Zentenarium der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus war, kam aus der ganzen Christenheit eine ungeheure Menschenmenge nach Rom, welche vielfach auch die berühmte Kirche zu den drei Quellen (Tré Fontane) besuchten. Wenn es keine Fremden gab, half P. Franz den Brüdern bei der Arbeit im Garten.

Eines Tages war er gerade wieder mit Gartenarbeiten beschäftigt, als ein Greis mit Silberhaaren an das große eiserne Gittertor kam und bettelte. P. Franz gab ihm ein Stück Brot und setzte seine Arbeit wieder fort. Der Greis aber blieb stehen und rief dem Arbeitenden zu: „Was arbeiten Sie hier so unnütze? Gehen Sie lieber in die Türkei, da gibts mehr Arbeit als in Rom.“ P. Franz ärgerte sich etwas über diese Rede; er wandte sich um, um den Alten

wegzuschicken, dieser aber war spurlos verschwunden. In späteren Jahren gedachte er oftmals mit Rührung dieses merkwürdigen Vorfalles.

Im Frühling des Jahres 1869 erneuerte P. Franz abermals den Versuch, ein neues Kloster zu gründen. Da er in jener Zeit oft an Fieber zu leiden hatte, nahm er seinen provisorischen Wohnsitz bei alten Bekannten in Agram, wo er auch seine Brüder unterbringen konnte. Ein Projekt nach dem andern wurde aufgegriffen und wieder fallen gelassen, da erinnerte sich P. Franz eines slavonischen Pfarrers, der ihm gesagt hatte, man könne jetzt auch in der Türkei Grund und Boden erwerben. Diesen suchte er auf und reiste nun mit ihm auf einem mit Heu bedeckten Leiterwagen nach Banjaluka, einer Stadt in Bosnien, etwa 10 Stunden von der damaligen österreich. Grenze entfernt. Dann ging es durch das breite Verbastal; man fuhr so auf gut Glück ins Land hinein. Die immer näher kommenden Berge stachen unserem Sucher sehr in die Augen, und immer lebhafter wurde sein Wunsch, hier eine Besizung zu bekommen.



P. Franz als Pfarrer in Haselstauden.

Bei dem in Banjaluka residierenden österreichischen Konsul fand er freundliche Aufnahme und Hilfe in jeder Beziehung, doch dem janatischen Türkenvolke gegenüber hieß es vorsichtig sein. Gegen einen Türken, welcher bereits einen Kaufvertrag mit P. Franz abgeschlossen hatte, zettelte man einen Volksauflauf an, weil er es als der erste gewagt hatte, seinen Boden an einen Gjur (Ungläubigen) zu verkaufen. Auf dieses hin nahm der erschrockene Mann seinen Handel wieder zurück. Glücklicher war P. Franz mit einem griechischen Kaufmann. Dieser überließ ihm um die Summe von 1400 Dukaten (à zehn Mark) sein Besiztum, das eine Stunde von der Stadt Banjaluka entfernt, jenseits des reißenden Verbas am Abhange eines Berges gelegen war. So entstand das nunmehrige Trappistenkloster Mariastern. Doch wie viele Opfer waren mit dieser Neugründung verbunden. Ein fertiges Kloster bewohnen, ist verhältnismäßig leicht, vorausgesetzt, daß man einen wahren Beruf zum Ordensleben hat. Anders aber verhält es sich bei einer Neugründung; und hier waren die Verhältnisse doppelt und facht schwierig.

P. Franz kannte damals die Landessprache noch nicht, hatte es mit verschmitzten Griechen und janatistischen Türken zu tun, in einem Lande, wo es weder Kataster noch Feldvermessungen gab und die Grenzen einer Besizung sich einfach nach Gräben, Bächen, Flüssen, Wegen, Bäumen oder anderen auffallenden Zeichen richteten. Doch er wußte sich zu helfen. Er nahm den Konsul und dessen Schreiber zu Zeugen, ließ sich in Gegenwart des Grundherrn die Grenzen zeigen, markierte mit einem Beil die Waldbäume und schrieb seinen Namen darauf. Das Geld hatte inzwischen Br. Zacharias zusammengebettelt, und somit war in Bälde alles fertig. Schon am nächsten Morgen kündete ein Telegramm den in Agram harrenden Brüdern das

freundige Ereignis an, und alles beeilte sich nun mit der Besitzergreifung des neuen „Klosters“.

Der Bruder Schmied hatte einen starken Wagen gemacht, spannte ein Paar steirische Schimmel davor und fuhr so das Gepäck und Werkzeug. Auch Br. Zacharias war zur Besitzergreifung herbeigeeilt und brachte zugleich zwei Postulanten mit. Ein paar Brüder eilten dem Wagen voraus, um dem schweren Fuhrwerk über alle die vielen Löcher, Pfützen und Bäche hinwegzuhelfen. Einer derselben brachte für P. Franz eine neue Art in der Rodtatsche mit, doch den Griff hiezu mußte er sich erst im nahen Busche schneiden. Eine volle Woche, vom Montag bis zum Samstag, hatte man Arbeit, um für den Wagen auf dieser noch nie befahrenen Strecke eine Passage freizulegen. End-



P. Franz als Postulant.

lich — es war am 21. Juni 1869, dem Feste des hl. Noyjus — war man an Ort und Stelle und konnte man nach zweijährigem Suchen und Wandern das müde Haupt auf eigenem Grund und Boden niederlegen! Ein Stück Reisegepäck diente jedem als Kopfkissen, Farenkräuter bildeten das Lager, Kutten und Mäntel die Decken.

Die neue Farm war ein großer Zwetschgengarten; zwischen den Bäumen lag die Wohnung des Pächters nebst einigen zerstreut liegenden Hütten. Eine derselben war fast leer, sie hatte bisher als Kälber- und Schweinestall gedient und wurde nun dem P. Franz und seinen Brüdern großmütig als Wohnung überlassen. Dieser Stall also ist die Wiege des nun so großen und schönen Klosters Maria stern. Auf der Schwelle dieses Stalles schrieb P. Franz am 23. Juni 1869 seinen ersten Brief als Prior von Maria stern und machte der Welt die offizielle Anzeige von der Gründung seines neuen „Klosters.“ Der Bau ließ an Einfachheit nichts zu wünschen übrig; er bestand aus einem einzigen Raum mit windschiefen, mit der bloßen Art zugehauenen Brettern, zwischen welchen Epagen und Kagen freien Ein- und Ausgang hatten. Fenster waren keine da, wären auch ganz überflüssig gewesen, da durch die Löcher und Fugen mehr Licht

und Luft hereinkam, als überhaupt nötig war. Dieses eine Lokal nun diente den Brüdern als Wohnung und Schlafsaal, als Kapitel und Vestiarium, als Besetzungszimmer und Sakristei, kurz, als alles. Der Wohnung entsprach der Tisch. Da gab es während der ersten zwei Jahre weder Milch noch Gemüse, nicht einmal Kartoffeln, sondern nur Bohnen und Maisbrot und Maisbrot und Bohnen, höchstens im Herbst Zwetschgen, frisch von den Bäumen, denn im ersten Jahre wuchs nichts vor Trockenheit, und im zweiten hatte man vor lauter Bauen fast keine Zeit zum Pflanzen. Das Beste, was man hatte, war das frische, klare Wasser aus dem nahen Walde.

Die hl. Messe las P. Franz anfangs in einer fünf Fuß breiten und drei Fuß tiefen Hütte, welche



P. Franz als türkischer Beg.

auf dem nahen Gottesacker an einen hohen, alten Eichbaum angelehnt war. Dieser Gottesacker befand sich, wie das in Bosnien häufig der Fall ist, im Walde und stammte aus der Zeit der Christenverfolgungen, wo das Volk in die Wälder flüchtete, um daselbst die hl. Geheimnisse zu feiern.

Die ersten Arbeiten waren Feld- und Gartenarbeiten, auch wurde gleich mit dem Bau eines neuen Klosterleins begonnen. Dasselbe war 42 Fuß lang, 16 Fuß breit und wurde aus ungebrannten Ziegeln ebenerdig errichtet. Da gab es nun schon eine eigene Kapelle, ein Kapitel und Refektorium, ein Arbeitszimmer und Priorzimmer. Am 16. Juli, dem Feste des hl. Zisterzienserabtes Stephan, wurden die zwei ersten Postulanten eingekleidet, und war damit die Mitgliederzahl des neuen Klosters schon auf zehn gestiegen. Am Vorabend vom Feste Maria Geburt, gerade an dem Tage, an dem man in's neue Klosterlein einzog, gesellte sich in P. Joseph Biegner ein neuer Postulant zu ihnen, welcher fortan der treueste Freund und Genosse des P. Franz blieb bis zu dessen selbigem Ende.

Die Türken hatten von den neuen Ankömmlingen gehört, es seien Derwische, die nicht heirateten usw. P. Franz wurde nun zum Pascha zitiert und vor dem

hohen Rat über Verschiedenes gefragt. Die Entscheidung war: weil er nicht verheiratet und noch obendrein ein Dervisch sei, dürfe er keinen Grundbesitz haben, und da die Brüder nicht seine Leiblichen Brüder seien, falle der ganze Besitz an den Staat.“ Um letzteres zu verhüten, machte P. Franz einen Scheinverkauf an einen braven, verlässigen Mann. Ähnliche Placereien kamen übrigens in den ersten Jahren häufig vor.

Im Frühling des Jahres 1870 begann man den Bauplatz fürs eigentliche künftige Kloster herzurichten und Keller und Fundamente auszugraben. Kaum ragten aber die Kellermauern sockelhoch über den Boden hinaus, da erschien eines Tages der Pascha mit einer ganzen Suite von Offizieren und Beamten auf dem Bauplatz. Diese Herren sahen die Kellerfenster für Schießscharten an und glaubten, daß man hier eine österreichische Festung baue. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; der Pascha befahl einfach, den ganzen Bau zu sistieren und zitierte den P. Franz auf den kommenden Tag vor den hohen Rat. Hier ward ihm eröffnet, er verstoße durch den großen massiven Bau gegen viele türkische Gesetze, weil es einem Christen nur erlaubt sei, mit Holz oder Lehm, nicht aber mit Steinen oder mehrstöckig zu bauen. Der Bau eines Klosters und einer christlichen Kirche sei vollends absolut unzulässig. . . . Zuletzt verließ P. Franz, des nutzlosen Streitens satt, die Versammlung mit der Erklärung: „Ich gehe nach Stambul (Konstantinopel)!“

Er führte den Voratz aus, wußte sich vom Wiener Ministerium ein Empfehlungsschreiben an die österreichische Botschaft in Stambul zu verschaffen und kehrte nach einigen Wochen mit einem Schreiben des Großveziers zurück, in dem es hieß: „Der Mönch Franz kann ein Privathaus mit 60 Zimmern bauen.“ Nun begann eine äußerst rege Bautätigkeit, ein herrliches Herbstwetter begünstigte den Bau, sodaß noch vor Eintritt des strengen Winters eine Quadratsseite schon unter Dach und der zweite Flügel bereits begonnen war. Es war eine Riesenarbeit, denn alles Baumaterial: Balken, Bretter, Bauholz usw. mußte in Krain geholt und von den Brüdern per Wagen zehn volle Stunden weit über zwei Flüsse ohne Brücken zum Bauplatz geschafft werden! Nicht einmal ein Drahtstift war im nahen Banjaluka zu haben. Am Vorabend vom hl. Weihnachtsteste zog man ins neue Kloster ein, und die Zahl der Mitglieder war jetzt bereits auf sechzig gestiegen. Im folgenden Jahre aber wurde der begonnene Bau fertiggestellt und außerdem geräumige Stallungen gebaut. Im Jahre 1872 kamen die Kirche und die beiden andern Klosterflügel unter Dach, sodaß bereits im dritten Jahre das Klosterquadrat geschlossen war.

Der Kirchenbau hatte bei dem argwöhnischen Pascha neue Befürchtungen erregt. Ganz erhitzt kam er eines Tages daher und fragte den P. Franz, was er denn da wieder baue, so hoch und mit so großen Fenstern? Dieser erwiderte gelassen, dies werde ein Gesanzimmer und fügte bei, als sie nur wenige Mann gewesen seien, hätten sie in dem niedrigen Hause schon Platz gehabt, jetzt aber seien sie viele, und damit es ihnen beim Singen nicht zu sehr in die Ohren schalle, baue er so hoch und weit! — Das leuchtete dem Pascha ein, und er fand nun den hohen Bau

herrlichen Ferman erbaut wurde. Deshalb mußte sie auch ins Kloster hineingebaut werden, damit noch immer der Name „Privathaus“ gerechtfertigt blieb.

Viel Schwierigkeiten hatte man auch mit den Glocken. In einem Weinsäß war die erste Glocke heimlich eingeschmuggelt worden; bald kam dazu noch eine zweite. Anfangs begannen die Brüder nur ganz schüchtern und leise zum Nachtoffizium damit zu läuten. Bald wurde man dreister und läutete nun auch am hellen Tag. Nun kam von der türkischen Regierung der Bescheid: „Die Glocken müssen herunter!“ P. Franz ließ sie ruhig hängen, doch stellte er eine zeitlang das Läuten ein. In jenem Sommer war eine große Trockenheit in Bosnien. P. Franz erklärte nun dem hohen Rat, die Mönche wollten um Regen beten helfen, damit sie jedoch mehr Mut zum Beten bekämen, müsse man die Erlaubnis zum Läuten haben. Der hohe Rat entschied: „Ja, Du kannst läuten, bis es regnet, dann mußt Du aber wieder aufhören.“ Es regnete noch lange nicht, und man läutete weiter und weiter, und als endlich auch der Regen kam, stellte man das Läuten doch nicht ein, und geschah auch keine weitere Einsprache mehr. Im Jahre 1875 kam Bosnien unter die österreichische Regierung und damit hörten Placereien dieser Art von selbst auf.

Nach dem Krieg kamen viele neue Ansiedler ins Land. Die Katholiken fanden dabei den besten Helfer und Berater an P. Franz. So entstand im Verbastale eine Ansiedlung, welche sich den Namen „Windthorst“ beilegte. Desgleichen half P. Franz armen Schwestern zur Gründung des Klosters Nazareth und wurde von Rom zu ihrem Superior ernannt. Reichvater und Katecheten stellte das Kloster, für Bauten und Ackerwirtschaft begnügte man sich mit einer mäßigen Entschädigung. Schon früher aber hatte er den barmherzigen Schwestern von Agram zu einer Schule in Banjaluka verholfen. Mariastern selbst aber wurde immer mehr vergrößert, es wurden Straßen gebaut, Werkstätten mit den modernsten Einrichtungen hergestellt, neue Gärten, Felder und Weinberge angelegt, sodaß es schon im ersten Jahrzehnte nicht nur zu den größten Klöstern des Trappistenordens zählte, sondern auch zu einer wahren Segensquelle wurde für die ganze weite Umgegend. (Schluß folgt.)

### Ein Besuch am Kilimanjaro.

Reminiszenz von Rev. P. Erasmus Hörner.

Am 9. Oktober 1899 brach ich in Begleitung von P. Ansgar und einer entsprechenden Anzahl Träger von unserer damaligen Missionsstation Neuköln in Deutsch-Ostafrika auf. Unsere Absicht war, die umliegende Steppe, sowie das Pare-Gebirge zu durchwandern, um Land und Leute kennen zu lernen und eventuell geeignete Plätze für neue Missionsstationen ausfindig zu machen.

Es gab da, erst in der Steppe und dann in dem wildzerklüfteten, nur sporadisch von einzelnen Kolonisten besiedelten Paregebirge harte und schwere Touren, waren wir doch an manchem Tag 10, ja 14 Stunden auf den Beinen. Nachdem wir Süd-Pare kreuz und quer durchwandert und dabei mitunter Höhen von 2000 Meter und darüber erklettert hatten, trieb uns das unfreundliche Wetter: Nebel, Regen, ver-



Fest der Beiligsprechung der Jungfrau von Orleans.

Hier fanden wir eigentlich, was wir suchten. Da lag nämlich mitten in der großen, trostlosen Steppe, mit dem Pare-Gebirgsstock im Hintergrund, ein dichtbevölkertes, idyllisch schönes Plätzchen, das für eine Missionsstation wie geschaffen war. Später fanden wir am Fuße des Gebirgsstockes noch 3 bis 4 andere ähnlich günstige Plätze. Doch von einer unmittelbaren Besetzung konnte vorläufig keine Rede sein, und später hat sich gar vieles geändert. Möge es unseren Erben und Nachfolgern, den eifrigen Vätern der Gesellschaft vom hl. Geiste gegönnt sein, noch manch' schönen Missionsposten für ihr großes Werk zu gewinnen!

Da wir nun einmal auf der Reise waren und von der Höhe des Paregebirges aus schon einmal den Kilimanjaro, den höchsten Berg Afrikas, in seinem Schneegewande hatten glänzen sehen, und er somit, nach afrikanischen Begriffen wenigstens, nicht mehr allzu ferne sein konnte, reiste in uns der Entschluß, vollends dort hinaufzugehen. Also auf nach dem Kilimanjaro!

Am 26. Oktober kamen wir glücklich auf der Militärstation Moschi an, höchst freundlich und liebevoll empfangen vom damaligen Chef der Station, Herrn Hauptmann (jetzt Major) Johannes. Während der folgenden Tage besuchten wir ein paar in ziemlicher Nähe gelegene Missionsstationen der Väter vom hl. Geist. In Kilema, das nur vier Wegstunden von Moschi entfernt ist, trafen wir den guten, eifrigen Superior P. Schneider. Die Station Kombos war eben in der Gründung begriffen, und P. Fick, der Superior, war insolge dessen über und über mit Arbeit überhäuft. Doch waren wir auf beiden Stationen bestens aufgehoben.

Allerdings meldeten sich nun, sowohl bei P. Ansgar, wie bei mir selbst, die ersten Anzeichen von Fieber, und bald mußte der eine, bald der andere von uns beiden das Bett aufsuchen. Als wir am nächsten Tag nach Kilema zurückkehrten, erlitt ich in der Nähe der nun aufgegebenen Militärstation Marangu einen neuen Anfall. Tags zuvor hatte ein starker Nebel und ein feiner Sprühregen unsere Kleider ganz durchnäßt, heute aber brannte die Sonne glühendheiß vom Himmel. Dieser schroffe Temperaturwechsel verschlimmerte noch unser Leiden, und P. Ansgar zog sich überdies noch eine heftige Diarrhoe zu. Am folgenden Tag ersuchte er mich, seine Beichte zu hören. „Sie werden allein nach Usambara zurückkehren“, sprach er zu mir, „ich komme nicht mehr zurück; ich fühle, es geht mit mir zu Ende.“ Leider waren seine Worte nur zu wahr. Die heftigen Fieberanfälle hatten seine sonst robuste Natur mit einem Schlage gebrochen.

Als man in Moschi Kunde von unserer Erkrankung erhielt, wurde sofort unter Aufsicht des Unteroffiziers Herrn Stanislaus Handfest (aus Krumbach in Bayern) eine Sanfte nach Kilema geschickt, um den todkranken P. Ansgar ins dortige Spital zu holen. Das geschah am 8. November 1899. Allein, obgleich man dem Kranken alle nur erdenkliche Hilfe und Pflege angedeihen ließ, war er am nächsten Tag,

Donnerstag, den 9. November, morgens um 3 Uhr schon eine Leiche. R. I. P.

Gegen 10 Uhr desjelben Tages wurde ich ins Spital nach Moschi gebracht und zunächst in dem gleichen Zimmer einlogiert, aus dem man eine halbe Stunde zuvor die Leiche meines armen Freundes herausgetragen. Hauptmann Johannes und seine Gattin, Sekondleutnant Merker, Stabsarzt Priel, die sich alle in der zuvorkommendsten Weise um mich bemühten, suchten mir zwar alles zu verheimlichen, allein ich



Kaffernmädchen betrachten ihre Photographie

las aus ihren Mienen doch, was vorgefallen war. Zuletzt gestanden sie es mir auch ein, und ich ergab mich ruhig in mein Schicksal.

Im Laufe des Nachmittags brachte man mich in die Boma, die Residenz des Chefs usw. selbst, und logierte mich im Zimmer des Unteroffiziers Handfest ein, der mich mit vieler Liebe und Sorgfalt pflegte; auch hatte ich von Neuköln her einen schwarzen Christenknaben bei mir, der mir einige Handreichung leistete. Was ich nun im Laufe der nächsten 3 bis 4 Wochen alles durchmachte, dessen kann ich mich nur unklar erinnern. Es war eine kritische Zeit, oft stieg das Fieber auf 40 Grad, nicht selten auf 41 und 42,

wie ich später hörte. Fürwahr, hätte ich nicht eine so überaus gute und liebevolle Pflege gehabt, ich hätte damals das Schicksal des P. Ansgar geteilt. So aber war ich in Moschi so gut aufgehoben wie zu Hause, und Hauptmann Johannes und seine Gattin, Sekondleutnant Merker, Stabsarzt Pritzl und Gemahlin, sowie Unteroffizier Handfest behandelten mich nicht wie einen Fremden, sondern wie ihren eigenen Bruder und Sohn. Alle überboten sich förmlich in gegenseitiger Hilfeleistung; das ist wahre, echt-christliche Charitas! Möge der liebe Gott diesen edlen Menschen alles tausendfach vergelten, was sie damals an mir getan! Ich selbst vermag es nicht. —

Endlich gegen Weihnachten zu konnte ich wieder außer Bett sein. Es kam der heilige Abend. Ich feierte ihn mit der Familie; die Christbaumfeier war zu Ende, und alles saß in fröhlichster Weihnachtsstimmung am Tisch beisammen, — da kracht plötzlich ein Schuß! Gleich darauf zwei bis drei, und im Nu entwickelt sich ein regelrechtes Gesechtesfeuer! Nun entsteht aber in der ganzen Boma ein Laufen, Rennen, Schießen und Kommandieren, das einfach jeder Beschreibung spottet. Offiziere und Mannschaften, alles rennt hinaus und stürzt sich auf den Feind! — — —

Was ist denn geschehen? Die umwohnenden Schwarzen hatten für diese Nacht einen Ueberfall geplant. Doch der Signalschuß ging zu früh los, und so wurde ihr Plan glücklicher Weise vereitelt. Sie hatten gehofft, alles im tiefsten Schlaf zu finden und wollten alle Europäer: Männer und Frauen, Soldaten und Missionäre erbarmungslos niederstechen. So aber kam es umgekehrt, der Pfeil wandte sich auf den Schützen zurück. Der Chef mit seinen Offizieren und schwarzen Askaris (sudanesischen Soldaten) leuchtete den ringsum versteckten Wadjagas gründlich heim. Noch vor Mitternacht war die ganze Gegend gesäubert, und saßen 13—14 der Haupträdelsführer hinter Schloß und Kiegel. Sie wurden alle beim folgenden Kriegsgericht zum Tode durch den Strang verurteilt. Diese Maßregel war einfach durch die Not der Umstände geboten, wenn sie auch manchem auf den ersten Anblick hart erscheinen mag.

Kurz darauf machte ich einen Besuch in Kiboscho. Ich fand hier den unverwundlichen Pater Nohmer als Stationsuperior. Wahrlich, dieser Mann hat dort etwas geleistet! Ueberhaupt haben mir die dortigen Missionsstationen Kiboscho, Kilema und Kombo sehr gut gefallen, und die Arbeiten der Väter vom hl. Geist verdienen unsere vollste Anerkennung. Sie haben wirklich dort oben am „Königsberge“ Großes geleistet zu Ehren des Königs der Könige! Möge auch fernerhin Gottes reichster Segen ruhen auf all' ihrem Wirken! —

Am 31. Dezember 1899 ging ich nach Moschi zurück, feierte den Anbruch des neuen Jahrhunderts am Kilimanjaro mit seinem ewigen Schnee — der Berg ist bekanntlich 6100 Meter hoch — nahm am Neujahrstag 1900 Abschied von meinen edlen Wohltätern, die mir buchstäblich das Leben gerettet, und kehrte mit dem eifrigen Missionär P. Augustin Gommenginger über Taveta, Bura und Voi, wo sich uns auch noch Bischof Allgeyer anschloß, nach der Küste zurück. Die wasserlose Serengeti-Steppe hatte zwar harte Anforderungen an uns gestellt, doch schließlich ging alles gut, und Mitte Januar saß ich, um viele Erfahrungen reicher geworden, wieder in meinem lieben Neuköln. Das Leben war mir neu geschenkt, und mein

Entschluß war und ist, es ganz dem Herrn und der Rettung unsrer Seelen zu weihen. —

## Domine, da mihi animas!

Von Rev. P. Florian Rauch.

Mariatrost. — Nach beinahe 21/2-jähriger Abwesenheit kehrte ich im Auftrage meiner Obern im November 1908 von Maria-Ratschitz wieder nach meinem lieben Mariatrost zurück. Das Missionswerk schreitet daher mit der Gnade Gottes zwar langsam, doch sicher voran. Das Taufregister weist gegenwärtig die Nummer 559 auf. Viele dieser Neuchristen starben allerdings schon bald nach der hl. Taufe, denn auch das Totenbuch enthält schon die Namen von 235 im Herrn Entschlafenen. Ich möchte die Letzteren eine sichere Ernte nennen, denn sie sind für den Himmel gewonnen für immer; die guten Werke der Lebenden aber gleichen nur der aufsprießenden Saat, die in unserm Herzen zwar viele Hoffnungen weckt, wobei wir aber nicht wissen, ob sie sich auch verwirklichen werden. Denn der Gefahren sind gar viele und große. Ich erwähne nur die heidnische oder von mancherlei protestantischen Sekten infizierte Umgebung, die Wahrsager, Doktoren und Zauberinnen, und die englischen Städte, wie Johannesburg und dgl., wo viele unserer jüngeren Leute Arbeit suchen. Da geht nicht selten in kurzer Frist alles wieder verloren, was der Missionär mit so vieler Mühe aufgebaut hatte.

Mariatrost ist rings von Heiden und Protestanten eingeschlossen. Merkwürdig jedoch ist, daß viele, die in gesunden Tagen tausend Vorurteile gegen uns hegen und uns schon aus dem Wege gehen, in der Stunde der Not, d. h. wenn der Tod bei ihnen anklopft, doch den katholischen Umsundisi rufen lassen und um die hl. Taufe bitten. Ein Beweis, daß sie innerlich von der Wahrheit unserer hl. Religion überzeugt sind, wenn sie es auch lange Zeit nach außen hin nicht eingestehen wollen. Dazu kommt dann noch die Furcht vor der ewigen Hölle, die lauter predigt, als jedes Menschenwort, und die Gnade Gottes, die jedes Hindernis, auch das größte und schwerste, zu überwinden weiß. So traf ich jüngst einen alten Heiden, der mir sehr entgegenarbeitete, als ich seinen kranken Nachbar taufen wollte. Als ich ihn aber kurzweg fragte: „Wie, mein Freund, was willst denn du anfangen, wenn es mit dir selbst einmal zum Sterben geht?“ antwortete er erschrocken: „Was ich anfangen werde? — Ja, was soll ich da tun? — — Nun, ich werde halt auch nichts anderes tun können, als zu den Ama-Roma zu schicken und den Umsundisi zu rufen, damit er mich taufe.“ Sipienti sat! —

Was das hiesige Missionswerk ferner sehr beschwerlich macht, sind die unglaublich schlechten Wege. Uebrigens kann man hier, wenn ich die Poststraße und ein paar Feldwege abrechne, von Wegen gar nicht reden; denn es gibt hier, in Mariatrost, nur schmale Pfade und Kaffernsteige, die über unzählige Hügel und Schluchten hinweg von einem Kraale zum andern führen. Da gibt's oft ganz halsbrecherische Touren, namentlich zur Nachtzeit, wenn man schnell zu einem Sterbenden gerufen wird. Wohl leistet ein braves, an solche Wege gewohntes Köhlein oft recht gute Dienste, allein manchmal wird der Pfad so steil, brüchig und abschüssig, daß man ihn kaum zu Fuß passieren kann, geschweige denn zu Pferd. So ritt ich jüngst, von einem schwarzen Jungen be-

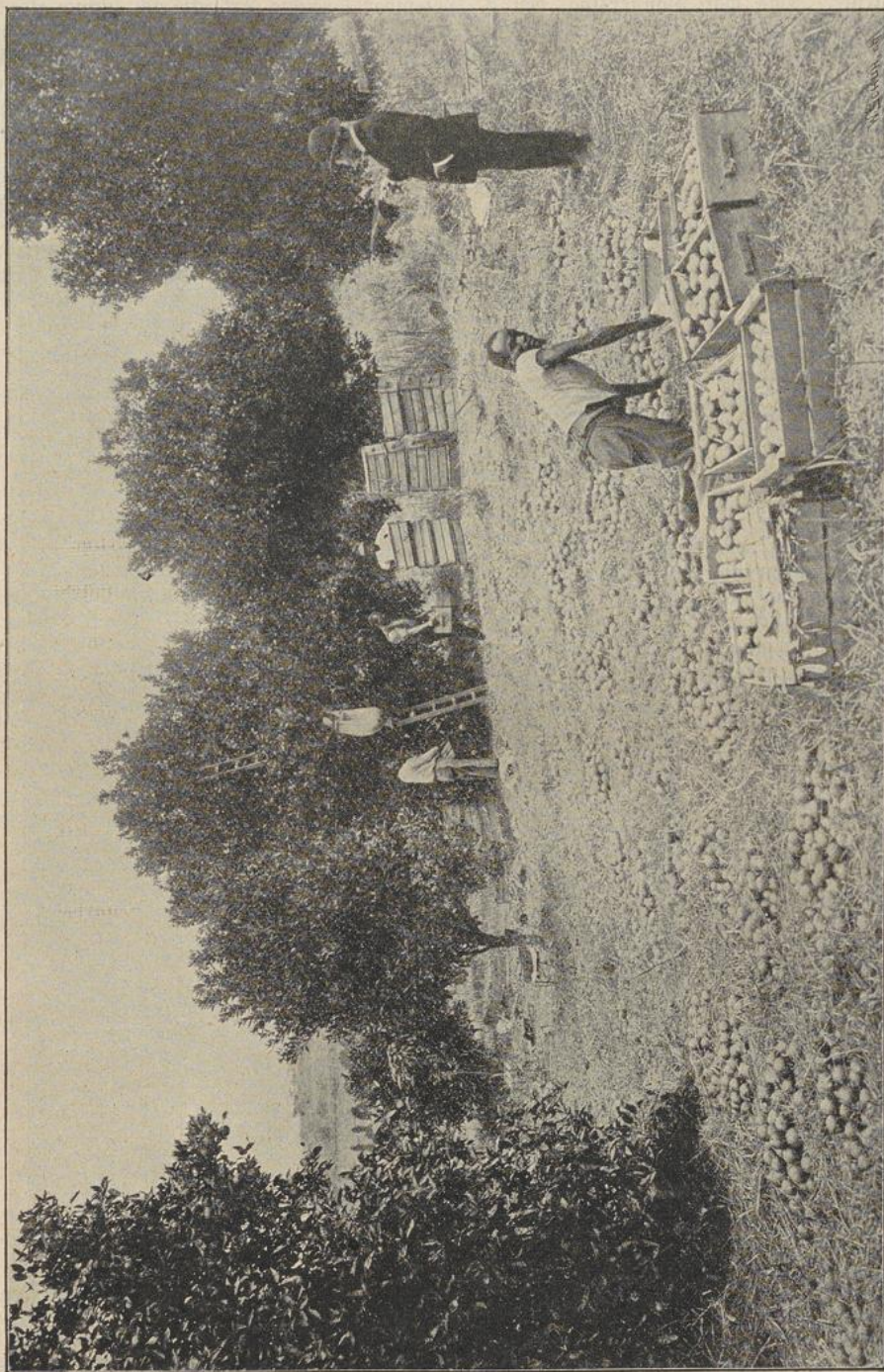
gleitet, nach einer katechetischen Exkursion wieder der Missionsstation zu. Da gleitet plötzlich mein Pferd auf dem schmalen, schlüpfrigen Pfad aus — und Kopf und Reiter kollern den Abhang hinunter, merkwürdiger Weise, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Als ich das Pferd am Zügel ergriff, stand es unverlezt wieder auf, und ich selbst fühlte nicht den geringsten Schmerz. Ich sehe dies als ein halbes Wunder an und danke heute noch meinem hl. Schutzengel für die augenscheinliche Hilfe in der Not.

Zum Schluß will ich den geehrten Lesern noch die Bekehrung einer berühmten Wahrsagerin, Malujasa mit Namen, erzählen, deren Bild wir dem Texte beifügen. Ich kannte sie schon seit Jahren. Sie war weit und breit als eine große Zauberin und Wahrsagerin bekannt, und der bloße Name „Malujasa“ genügte, um die Schwarzen mit Furcht und Schrecken zu erfüllen. Von Gott und Religion wollte das Weib natürlich nichts wissen; das waren ihr verhaßte Dinge.

Als ich im November v. J. von Matschik wieder nach Mariatrost zurückkehrte und ich mich gelegentlich auch nach der alten Malujasa erkundigte, hieß es: sie ist krank und wird wohl bald sterben. Wenige Tage später ließ sie mich rufen. Ich eilte sofort zu ihr und fand sie äußerst schwach, ja dem Tode nahe.

Sie bat mich dringend, ihr doch die hl. Taufe zu spenden, sie sei zu allem bereit und wolle gerne alles tun, was ich von ihr verlange. . . Einige Bedenken wollten da allerdings in mir aufsteigen. Malujasa hatte sozusagen ihr ganzes Leben lang dem Teufel gedient, sollte nun jetzt ihre plötzliche Bekehrung wirklich eine

ernste und aufrichtige sein? Doch sie ermangelte nicht, mir Beweise ihrer guten Gesinnung zu geben. Sie hörte meinem Unterrichte über Gott und die Grundwahrheiten unseres hl. Glaubens mit großer Aufmerk-



Orangenernte in Mariannhill.

samkeit zu, wurde zuletzt willig wie ein Kind, verwarf alle ihre Zauberkünste und den ganzen Teufelstrug, ließ sich ihre Amulette am Arme usw. abschneiden, desgleichen die Ziegenblase auf ihrem Kopf, das Zeichen ihrer Macht und Zauberwürde, und legte sogar ihren Zauberstab, der ihr doch überaus teuer sein mußte,

gelassen weg. So taufte ich sie denn auf den Namen „Maria“. Das war Donnerstag, den 3. Dezember 1908; am Samstag darauf starb sie eines ruhigen, recht schönen Todes und am nächsten Sonntag wurde sie unter dem Zusammenlauf einer ungeheuer großen Menge Christen sowohl wie Heiden dahier auf dem christlichen Gottesacker begraben; denn die Kunde: „Malusasa, die große Zauberin ist gestorben und hat sich vor ihrem Tode bei den Ama-Noma bekehrt“, hatte sich wie ein Lauffeuer schnellstens in der ganzen weiten Umgegend verbreitet. Da hatte ich nun die schönste Gelegenheit, in einer packenden Grabrede diesen vielen Heiden, die sonst nie bei einer Predigt oder einem katechetischen Unterricht zu sehen waren, recht ins Gewissen zu reden, und der Tod Malusasas und ihre Bekehrung auf dem Sterbebett gaben meinen Worten den kräftigsten Nachdruck. Viele von ihnen gingen sinnenden Herzens nach Hause, und ich zweifle nicht, daß sie sich über kurz oder lang als Katechumenen melden werden.

Eine Seele kam sofort, das war die Tochter Malusasas, die bisher auch als Stockheidin gelebt hatte. „Befehre dich nun auch,“ hatte die Mutter zu ihr auf dem Sterbebette gesagt, „und diene dem Gott der Ama-Noma, denn er ist der einzig wahre!“ Das Mädchen befolgte die Mahnung der Mutter, kleidete sich sofort auf christliche Weise und kommt nun jeden Sonntag zu uns in die Kirche. Mein Herzenswunsch ist bloß, daß sich ihr noch viele andere Katechumenen anschließen möchten.

### Aller Anfang ist schwer.

Das fühlen wir auch hier in Keilands. Ich will nicht reden von unjern persönlichen Bedürfnissen, obschon auch diesen Rechnung getragen werden muß, sondern nur von der Armut der auf unserm Missionsgebiete wohnenden Schwarzen.

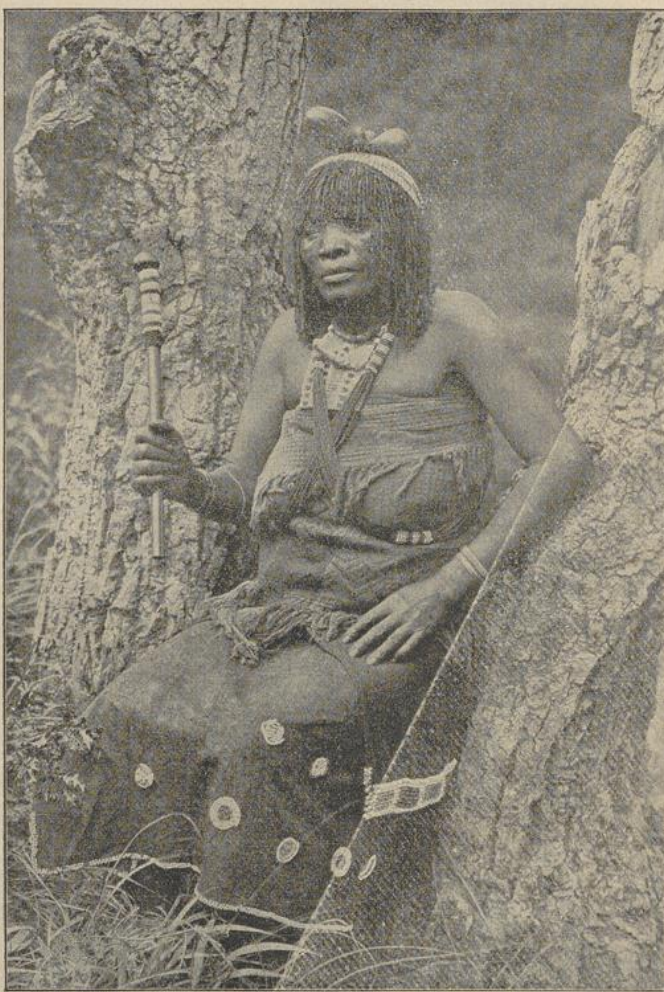
Schon auf der Reise von Mariannahill hieher zerbrach ich mir den Kopf mit der Frage, wovon denn diese Leute hier leben sollten; denn die Vegetation ist

geradezu armfelig zu nennen. Soweit das Auge nur reicht, erblickte ich nichts als Steine und Sträucher mit weißen, fingerlangen Dornen. Tatsächlich befinden sich die hiesigen Schwarzen in äußerst ärmlichen Verhältnissen. Wir haben schon in einem früheren Artikel erwähnt, daß manche Kinder in unsere Tageschule nach Zigudu nüchtern kommen und erst bei der Rückkehr in den heimatischen Kraal, also gegen Abend, zum erstenmal ihr spärliches Essen erhalten.

Ähnlich sieht es mit der Kleidung. Wer ein Hemd sein eigen nennt, zählt schon zu den gut Situierten. Die meisten unserer Knaben und Mädchen stecken ohne einen solchen Luxusgegenstand in ihren Kleidchen. Wieder andere, schon ziemlich große Jungen, haben zwar ein Hemd, aber ohne jedes Zubehör und kommen in diesem Aufzug sogar Sonntags in die Kirche. Viele haben nicht einmal dies; in mancher Familie teilt man sich abwechselnd in die paar ärmlichen Fetzen, die sich im Kraale vorfinden, sodas dann das eine Kind damit heute zur Kirche und Schule geht, das andere morgen. Solche Verhältnisse bestehen sogar hier in Keilands; was soll ich aber erst von unserer Außenstation Zigudu sagen, wo die Missionschule erst in neuester Zeit wieder eröffnet wurde, und wo sich die Kinder massenhaft zur Schule drängen?

Letzter Umstand ist zwar außerordentlich erfreulich — seit wir hier sind, hat sich die Schülerzahl geradezu

verdoppelt; wir haben jetzt in Keilands, Salima und Zigudu zusammen schon 200 Tageschüler — auch machen sie uns weiter keine Unkosten, allein viele andere Knaben und Mädchen möchten auch noch gern in die Schule kommen, getrauen sich aber nicht wegen Mangel an Kleidern. Manche, die in eine bloße Decke eingehüllt zur Kirche und Schule kommen, bestärmen den P. Missionär um Arbeit; sie möchten sich gern ordentliche Kleidchen verdienen, so wie sie die christlichen Kinder und besseren Katechumenen tragen. Wir helfen ihnen auch, soweit wir nur können, und gerne wollten wir Schwestern manche Stunde dazu verwenden, für die armen Schwarzen Hemden, Jacken, Höschen und Kleidchen zusammenzuschneiden, aber wo



Malusasa, die berühmte Wahrsagerin bei Mariatrost.

sollten wir den Stoff hernehmen für so viele? Wir haben mit all' unsern Flecken und Stoffresten schon so aufgeräumt im ganzen Haus, daß man selbst mit einem Vergrößerungsglase nichts mehr finden könnte. Wie wehe tut es mir daher jedesmal, wenn der P. Missionär von einem mehrtägigen Missionsritt zurückkommt und zu erzählen beginnt, wie viele Kinder da und dort bereit wären, in die Missionschule zu kommen, wenn sie die nötigen Kleider hätten. In solchem Falle nicht helfen können, fällt uns schwerer, als alle übrigen Opfer und Arbeiten in der Mission.

Was soll ich nun anfangen? Ich möchte doch den guten, armen Kindern zur Schule und damit zum wahren Glauben verhelfen um jeden Preis! Ich sehe schon, es bleibt mir da nichts anderes übrig, als betteln gehen. Ich habe es zwar noch nie getan, und unsere geehrten Leser und Leserinnen sehen mir wohl meine Beschämung schon von weitem an, allein der guten Sache wegen muß ich doch in den sauren Apfel beißen. Man verzeihe mir also die schüchternste Bitte um Kleider, Flecke und Stoffresten für unsere Armen, für die Schulkinder und für alte Leute, die sich nichts mehr verdienen können. Sie können doch nicht mehr wie die Heiden einhergehen, denn die einen von ihnen sind schon getauft auf den Namen des dreieinigigen Gottes, und die andern wollen sich unterrichten und taufen lassen. Wer will uns, unsern Neubekehrten und Katechumenen, und schließlich unserm lieben Heilande selbst diese Freude machen? Denn er spricht auch heute noch, wie einst zu der Zeit des hl. Martinus: „Siehe, mit diesem Gewande hat dieser und jener mich bekleidet.“

Auf die Farbe kommt es uns dabei nicht an. Je buntschедiger manches Kleidchen wird, um so schöner erscheint es in den Augen unserer Schwarzen, und mancher Stoff, der in Europa oder Amerika als alter Ladenaüter gilt, den niemand mehr mag, ist uns hier in Keilands noch hochwillkommen, denn wir können alles recht gut verwerten.

Zum voraus für alles ein recht herzliches, tausendfaches Vergelt's Gott! O welch ein Jubel wäre das, wenn da eines schönen Tages in Keilands eine ganze große Kiste mit Flecken, Stoffen und Resten ankäme! Wie gerne wollten wir Schwestern uns dann hinsetzen und nähen bis in die tiefe Nacht hinein!  
Schwester Edeltrudis, Oberin.

## Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Heute ist ein klarer, prachtvoller Wintermorgen. Während der Nacht war es allerdings bitterkalt, und als unsere schwarzen Kinder beim Aufstehen den weißen Reif auf den welken Blumen erblickten, schrien sie entsetzt auf. Die Schwarzen fürchten eben die Kälte über alles, uns Europäer aber erinnern die bereisten Talgründe an die heimatischen Schneefelder und die Spiele, die wir als Kinder dafelbst getrieben. Uebrigens ist der afrikanische Winter garnicht so schlimm, ja in gewisser Beziehung ist er die schönste Jahreszeit, die wir haben. Tag für Tag herrscht schöner, angenehmer Sonnenschein, da gibts kein Regenwetter, keine naßkalten Nebel, geschweige denn ein Schneegestöber; und sobald im Laufe des Vormittags die Sonne zu steigen beginnt, verschwindet rasch die Kälte, die während der Nacht und der ersten Morgenstunden herrschte, und um die

Mittagszeit kommt es dem Keuling vor, als stände er mitten im Sommer.

Unsern guten Leonhard finden wir heute vor seiner Türe gar emsig mit Korbflechten beschäftigt. Er begrüßt mich aufs Freundlichste und bewundert die schönen, goldgelben Drangensfrüchte, die ich ihm mitgebracht. „Kungati sivela emparadisweni“, „es ist, als kämen sie aus dem Paradies“, sagte er lächelnd, und fügte sofort in hl. Ernste bei: „Sie kommen in der Tat aus dem Paradies, denn sie sind in eurem Garten gewachsen; die Bäume werden gepflanzt und gepflegt von den frommen Trappistenvätern und Brüdern, die in diesem Paradiesgarten in hl. Stillschweigen beten und arbeiten, und die Früchte werden geplückt und behütet von den Händen der guten Missionschwestern. O wieviel Gutes haben wir von euch Trappisten schon erhalten! Ich habe dir gestern von meinem lieben Freunde Nembula erzählt. O, wenn er eure Ankunft noch erlebt hätte, mit welchem Jubel würde er sich euch angeschlossen haben! So aber war es ihm nicht mehr gegönnt; er starb, noch bevor ihr euern Fuß auf die afrikanische Erde gesetzt.“

Ich selbst siedelte mich hier, in der Nähe des Umzimkulu an, nur wohnte ich damals mit den Meinigen drüben auf der linken Uferseite. Der Platz gefiel uns wohl: es gab gutes Trinkwasser, schöne Weidegründe, und die ganze Gegend hatte etwas Schönes und Liebliches. Ich war damals schon bei Jahren; Bart- und Haupthaar waren grau, und mein inkhiziyo (Herz) nicht selten voll von großen, ernsten Gedanken. Doch äußerte ich sie selten nach außen, sondern verschloß sie in mich und war im stillen auf ein großes kommandes Ereignis gefaßt. Was eigentlich Neues über mich kommen sollte, wußte ich selbst nicht, doch es war ein dunkles, starkes Ahnen eines kommenden, nahen Glückes.

Nun lernte ich unter meinen neuen Nachbarn einen Mann kennen, mit dem ich mich bald aufs innigste befreundete. Er hieß Tschikiticha, war ungefähr in meinem Alter und ging bekleidet, denn er war Christ und hatte sogar das Amt eines umfundisi (Lehrers) inne. Sein edler Charakter und seine weisen Reden gefielen mir wohl und erinnerten mich vielfach an meinen verstorbenen Freund Nembula. Auch Tschikiticha machte Versuche, mich zum Christentum zu bekehren und lud mich wiederholt ein, am Sonntag sein Kirchlein zu besuchen. Es war aus Rasen erbaut, den Gottesdienst hielt Tschikiticha selbst, und es versammelte sich um ihn jeden Sonntag ein ansehnliches Häuflein von Männern, Weibern und Kindern. Nur ausnahmsweise traf von Ferne manchmal ein weißer Lehrer ein und hielt den sonntäglichen Gottesdienst.

Einmal, da gerade wieder so ein Prediger gekommen war, ließ mir Tschikiticha keine Ruhe mehr, ich mußte mit ihm gehen, Zeuge dieses seltenen Gottesdienstes zu sein. So ging ich also hin, jedoch unbekleidet, wie ich eben war, und setzte mich gleich in der Nähe der Türe auf den Boden nieder. Die übrigen waren alle bekleidet und hörten mit großer Aufmerksamkeit auf die Worte des weißen Mannes, der ganz vorne stand und unter vielen heftigen Gebärden predigte. Er hob und senkte seine langen Arme, schrie in dem kleinen Kirchlein aus Leibeskraften und wischte sich zeitweilig mit einem weißen Tüchlein den Schweiß von der Stirne. Ich verstand nicht viel, von dem, was er sagte, nur hörte ich wiederholt den Namen „Jesus Christus“ aussprechen. Hierauf wurden einige Lieder von Tixo (Gott) gesungen, dann aber blieb der

Weise plötzlich eine Weile regungslos stehen, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und rief unter Weinen und Schluchzen dem Volke zu: „Kalani, nikale, weinet, weinet und schreiet zum Herrn und tut Buße für die Sünden des Volkes!“ — Da fingen sie alle miteinander zu weinen und zu schreien an und bedeckten ihr Angesicht. Von den Weibern aber wanden sich einzelne vor Schmerz auf dem Boden, und selbst die Säuglinge auf ihrem Rücken weinten und schriern in wildem Durcheinander mit . . .

Mich aber ergriff Ekel und tiefe Entrüstung über solch' ein Gebaren; ich stand auf und eilte zur Türe hinaus! Bestürzt eilte mir Tschikitscha nach und fragte mich, warum ich nicht bleibe und ebenfalls meine Sünden beweinte? Ich aber erwiderte: „Laß mich! Das ist

Wenige Jahre später kam das Gerücht in unsere Gegend: drunten am Umhlatuzane seien ganz wunderbare Männer angekommen mit langen, teils weißen, teils braunen Kleidern; sie redeten nichts, aber beteten viel, und seien vom Morgen bis zum Abend mit Schaufeln, Hacken und Pflügen an der Arbeit, um den Boden nutzbar zu machen, Wälder auszuroden und Sümpfe trocken zu legen. Dazu bauten sie eine Menge von Häusern und sammelten von überall her die schwarzen Kinder, um sie in ihren Schulen zu unterrichten. Das ganze Land war voll von diesem Gerücht und man erzählte sich wahre Wunderdinge von diesen Männern. Später hieß es, nun seien auch ihre Frauen gekommen; andere jedoch widersprachen und behaupteten, das seien keine Frauen, sondern Schwestern, welche



Schwestern mit Kaffernmädchen beim Bauen einer Hütte.

kein Gottesdienst, sondern ein umdhlala, eine Komödie! Von solchen Dingen will ich nichts wissen! — Tschikitscha schwieg betroffen. „Mir kommt die Sache auch sonderbar vor“, gestand er schließlich, „allein der weiße Lehrer sagt, so müsse man tun, um Gottes Gnade und Hilfe zu erlangen. Ich bin ein armer Mensch, suche Gott, und danke jedem, der mir den Weg weist. . . Dieser Weiße ist übrigens noch nicht lange hier, er ist kein Wesleyaner, sondern ein Quäcker, sagt aber, daß er allein den wahren Glauben habe.“ — Dem mochte sein, wie ihm wollte, mir gefiel nun einmal die Geschichte nicht. Ich ging nie mehr mit Tschikitscha in die Kirche, und blieb nach wie vor ein Heide. —

Um jene Zeit brach der Krieg aus zwischen den Sulus und den Engländern. Letztere riefen in Natal alle jüngeren Männer zum Kampfe gegen Cetwaho auf; zwei meiner eigenen Söhne zogen mit in den Krieg, doch sie kamen nicht mehr; sie fielen im Streit. O, es waren gute, wackere Burschen, und ihr Tod betrübtet mich tief; doch als Christ will ich jetzt nicht mehr darüber klagen, sondern vielmehr in Ergebung sprechen: „kwaku intando yenkosi, es war der Wille des Herrn!“

den abafundisi (Lehrern) in jeder Beziehung behilflich seien. Sie trügen blutrote Kleider, hätten einen weißen Schleier, und auf ihrer Brust glänze gar wunderbar ein zierliches Kreuzchen.

Bei dieser Kunde erfüllte mein Herz eine eigentümliche Sehnsucht. Nur allzu gerne hätte ich diese Missionäre und Schwestern näher kennen gelernt; doch ich äußerte diese meine Gefühle nicht! Als ich aber kurz darauf hörte, diese Neuangekommenen gehörten zu ibandhla lama-Roma, da kamen mir gar lebhaft die Worte meines verstorbenen Freundes Nembula wieder in Erinnerung, und mein Verlangen, sie zu sehen, wuchs noch mehr. Später jedoch hörte ich über diese Leute auch viel Schlimmes reden. Einzelne sagten, sie seien Zauberer und hätten eine ganz eigentümliche Macht, die Leute zu behexen. Jeder, dem sie in die Augen schauten, falle ihnen willenlos anheim und gehorche ihnen fortan blindlings. Namentlich hätten sie es auf die schwarzen Kinder abgesehen; durch List und schöne Worte lockten sie dieselben massenhaft an sich, um sie eines schönen Tages auf ein Schiff zu bringen und in weiter Ferne zu verkaufen, oder gar einzelne

von ihnen im geheimen aufzuspeisen; denn fast alle von ihnen seien Menschenfresser. . . Nicht wahr, Inlojazana, wir lachen jetzt beide über diese törichten Gerüchte, damals aber gab es viele unter uns, die ihnen Glauben schenkten. Ich selbst schwankte in meinem Urteil und glaubte weder, daß sie direkt aus dem Paradies kämen, wie die einen sagten, noch daß sie Zauberer und Menschenfresser seien, wie viele andere versicherten; ich wollte sie vor allem persönlich kennen lernen.

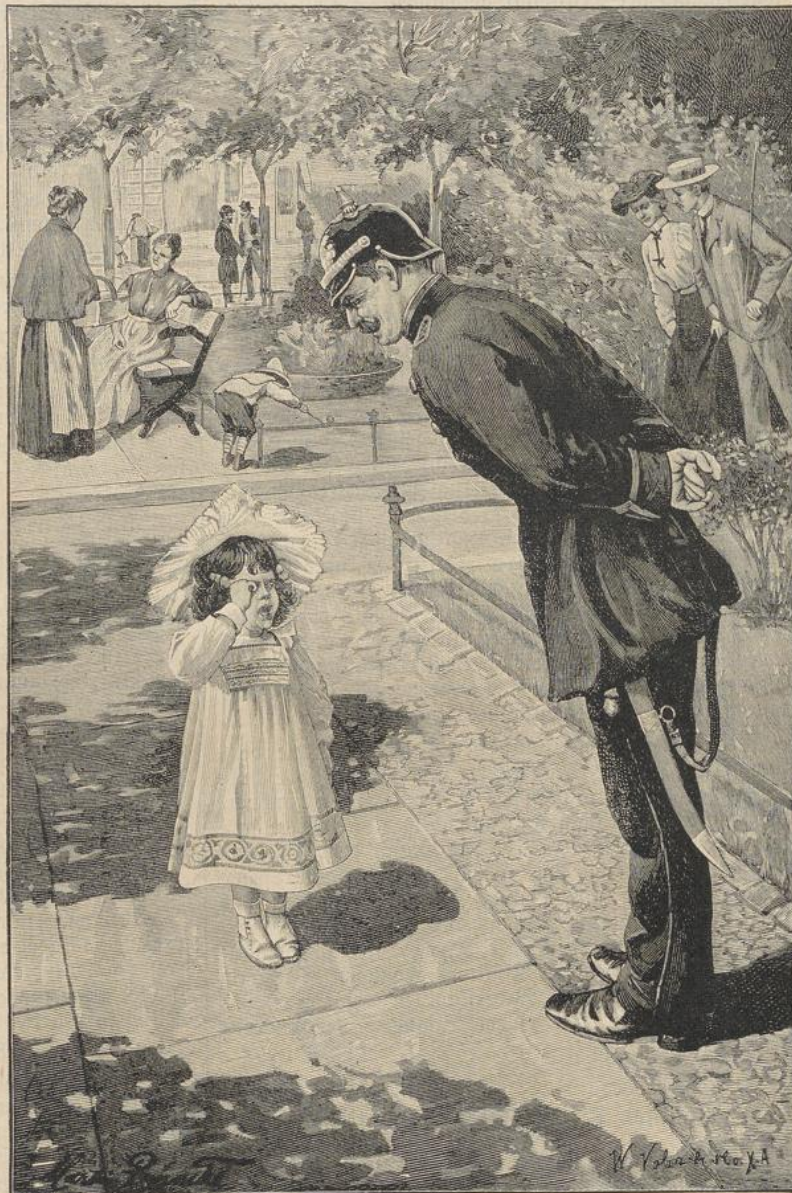
Gelegenheit hiezu sollte ich bald bekommen, als ich gedacht hatte. Kommt da eines Tages Tschikitscha in meine Hütte, setzt sich neben mich auf den Boden und flüstert mir ins Ohr: „Denk dir nur, Duma, seit gestern sind die ama-Roma auf unserm Boden! Ich sah da in der Nähe des Mundi-Stores einen mit einem Zelttuch überspannten Wagen halten, und als ich mich demselben neugierig näherte, erblickte ich sechs Missionschwwestern vor mir in roter Kleidung und weißem Schleier. Ich kam mit ihnen ins Gespräch und da erfuhr ich nun, die ama-Romas hätten auf der rechten Seite des Umzinkulu eine Missionsstation gegründet; dieselbe trage den sonderbaren Namen Ezenstochau, und sie, die Schwestern, seien nun gekommen, um das Volk im christlichen Glauben zu unterrichten und unsere Kinder in der Schule beten, singen, lesen und schreiben zu lehren; auch haben sie mich eingeladen, am nächsten Sonntag zu ihnen in den Gottesdienst zu kommen!“

„Und du willst wirklich hingehen?“ fragte ich erstaunt. — Tschikitscha blickte eine Weile vor sich hin, räusperte sich in offener Berlegenheit und erwiderte dann: „Das wird allerdings Aufsehen erregen, denn ich bin ein umfundisi der wesleyanischen Kirche; allein ich kann nicht anders; ich muß hin und diese neue Lehre hören. Ich habe schon so viel von diesen ama-Romas gehört und auch die Missionschwwestern, welche ich gestern sah, machten auf mich einen mächtigen Eindruck, besonders die eine große Schwester; sie heißt Humbeline und scheint die künftige Lehrerin zu sein; kurz, ich muß diese Leute, ihre Lehre und ihren Gottesdienst näher kennen lernen. Willst du nächsten Sonntag mit mir in deren Kirche gehen?“

Ich entgegnete: „Gehe du vorerst allein, siehe alles genau an und erzähle mir dann wieder, was du gesehen und gehört hast.“

So kam der erste Sonntag. Ich befand mich in einer eigenartigen Stimmung. Die Gnade Gottes fing

an, in mir wirksam zu werden, ich war aber ein alter, verstockter Heide und wollte mich nicht so leicht ergeben. Anders Tschikitscha, er war vom Anfange an Feuer und Flamme für diese ama-Romas! Viele Stunden brachte er im Gespräche mit jener Schwester zu und erzählte mir nachher wieder voll Begeisterung,



Verirrt.

was sie ihn gelehrt. „Duma“, sprach er dann jedesmal mit heiligem Ernst, „du wirst sehen, die haben das Rechte! Ihr Glaube ist rein und unverfälscht!“ Ich stimmte eigentlich all dem zu, was Tschikitscha sagte, nur eines stieß mich ab: es lehrte und unterrichtete da eine Schwester. Von einem intombi (Mädchen) aber wollte ich keine Belehrung annehmen, ich, ein Mann mit grauen Haaren, der Jahrzehnte lang im Räte des Königs gesessen. Tschikitscha versicherte mir zwar, es würde bald ein weißer umfundisi

(Missionär) nachkommen, die Schwester bereite ihm Hof die Wege; ich aber wollte mit dem Kirchenbesuch warten, bis der Missionär gekommen.

Und siehe, er kam. Es war unser guter Vater Gerard, den wir heute noch voll Liebe und Ehrfurcht unsern Vater nennen. Gleich am ersten Sonntag ging ich in seine Predigt, und mit mir ging eine große Anzahl Volkes, denn meine Hütten waren zahlreich, und wo Duma hinging, dahin gingen auch seine Leute. Heute noch erinnere ich mich gar lebhaft des mächtigen Eindruckes, den P. Gerard auf uns alle machte! Wir bewunderten sein sicheres, unerschrockenes Auftreten, seine starke, klangvolle Stimme, und nannten ihn wegen der Augengläser, die er trug, und durch welche er uns so scharf und forschend anblickte, als lese er in unsern Herzen, „Mafastele“, (den „Mann mit den Fenstern“). Er predigte so kräftig von dem Einen wahren Gott, der Himmel und Erde erschaffen, erzählte uns von Jesus Christus, seinem eingeborenen Sohne, seinem Leben, Leiden und seiner Himmelfahrt, sprach von Himmel und Hölle, von dem Glück und der Seligkeit der Guten und den Qualen der Verworfenen, und bat und beschwor uns so dringend, unsere Herzen der Gnade Gottes zu öffnen und fortan fleißig hieher zum Unterricht und zum Gottesdienste zu kommen, daß ich alter, harter Heide plötzlich ganz weich gestimmt wurde. Es war mir, als würde ich wie ein Baum aus hartem, steinigem Boden ausgehoben und in ein gutes, fruchtbares Erdreich versetzt. Aehnlich wie mir erging es all den übrigen Männern und Frauen, die mit mir zum Gottesdienste gekommen waren.

Als aber nach Schluß der Predigt all die versammelten Brüder, Schwestern und schwarzen Schulkinder mit dem Missionär das hl. Kreuzzeichen machten, die Hände gar fromm und andächtig zum Gebete falteten und zusammen zu u Nkulunkulu, dem Großen-Großen, beteten und dazwischen so wunderfame Lieder sangen, da kam mir plötzlich das Traumgesicht wieder in Erinnerung, das ich als Jüngling geschaut. Siehe, jetzt war ich in der Kirche, die ich damals gesehen! Alles war in Erfüllung gegangen. . . Damit war aber auch der letzte Widerstand in meinem Herzen besiegt, ich war mit einem Schlage ein Anderer geworden.

(Schluß folgt.)

### Leichtes Mittel, reich zu werden.

Jüngst fand ich in einem kleinen Büchlein folgende Ratschläge:

Mache dir ein sorgfältig geschlossenes Büchlein, und verpflichte dich, jeden Tag ein Geldstück, so klein es auch sein möge, hinein zu tun. Du wirst sehen, wie am Ende des Jahres ein ganzer Schatz sich darin befindet. Geld zieht an, und je mehr man sammelt, desto mehr will man sammeln.

Täglich unnötiger Weise zwei Groschen ausgeben, das heißt, jährlich über zwanzig Taler zum Fenster hinauswerfen, und in zehn Jahren eine Summe verschleudert haben, welche uns mancherlei Annehmlichkeiten verschafft haben würde.

Verschiebe auf morgen den Kauf eines Gegenstandes, wozu du heute Lust hast. . . Denn morgen findest du vielleicht, daß du diesen Gegenstand eigentlich gar nicht brauchst. Lege alsdann das Geld bei Seite, welches du ausgeben wolltest, und am Ende des Jahres

wirst du sehen, welch' erstaunlich große Summe du erspart haben wirst.

Diese Lektüre brachte mich zum Nachdenken, und mit Gottes Hilfe erhoben sich meine Gedanken allmählich zum Himmel, und mein Schutzengel flüsterte mir einige Worte der hl. Schrift ins Ohr, welche wie eine Harmonie in meinem Herzen wiederlöhnten.

Hinterlege dir einen Schatz im Himmel; dort können weder Kost, noch Motten dir denselben rauben.

Hast du viel, so gib viel; hast du wenig, so teile auch von diesem Wenigen gern mit und du wirst dir einen großen Schatz sammeln für den Tag der Not.

Derjenige, welcher den Armen gibt, wird die Armut nicht erfahren.

Gib Almosen . . . und Gott wird dir's vergelten.

Und, ermutigt durch diese Gedanken, nahm ich ruhig einen Taler und sagte zu mir selber: Den will ich auf Zinsen anlegen . . . im Himmel.

Und die Bankiers kamen in Menge: Arme, Bettler, — Kranke, — die Glaubensverbreitung, — der Peterspfennig.

Und ich trug ein in mein Register: auf Zinsen angelegt in . . . Einstweilen aber begegne ich niemals in meinem Register dieser Anmerkung, ohne einen Freundschafter zu empfinden und eine Stimme zu vernehmen, die mir ganz leise sagt: Gott ist dein Schuldner.

Ein guter Gedanke, den man bereitwillig aufnimmt, zieht immer einen anderen guten Gedanken nach sich.

So geschah es auch hier: kaum hatte ich den Taler angelegt, da fuhr dieselbe harmonische Stimme fort:

Was ihr dem Geringsten meiner Brüder in meinem Namen getan habt, das habt ihr mir getan.

Gebet, und es wird euch gegeben werden.

Mit demselben Maße, mit welchem ihr ausmessen werdet, wird euch wieder eingemessen werden.

Und mein Schutzengel zeigte mir eine noch leichtere Geldanlage, als die erste, eine, die mehr einträgt, weil sie jeden Augenblick gemacht werden kann, — und die allen zu Gebote steht, weil sie keinerlei pekuniäre Mittel erfordert.

B. B.: Du gibst einen guten Rat — Gott wird dir einen guten Gedanken dafür geben.

Du erträgst mit Geduld und ohne Widerwärtigkeit einen lästigen Besuch, — Gott wird auch dich ertragen und gern bei dir bleiben.

Du suchst dich nützlich zu machen, andere zu erfreuen, — Gott wird ebenfalls die Gelegenheit suchen und gewiß auch finden, dich glücklich zu machen.

Du bist nachsichtig gegen die Fehler einer Person, du entschuldigst dieselben, — Gott wird auch deine Fehler verdecken und zulassen, daß man dich schätze; du rächst dich nicht, indem du deine Ueberlegenheit fühlen lässest; — Gott, der dich strafen sollte, wird deinen Fehler vergessen.

Du erträgst gern eine Störung, um einen Dienst zu erweisen, — Gott wird dir eine Menge von kleinen Freuden bereiten, auf welche du keinerlei Anspruch hattest.

Sag' an, lieber Leser, sind dies nicht leichte Mittel, um reich zu werden, reich an Glück und Zufriedenheit?

# St. Josephsgärtchen.

## Macht der Fürbitte des hl. Joseph.

Der hl. Josef thronet nun im Himmel oben in nächster Nähe bei Jesus und Maria, und ist uns daher nicht nur ein herrliches Vorbild in jeglicher Tugend, sondern auch ein mächtiger Fürbitter bei Gott, ja der mächtigste nach der allerheiligsten Jungfrau Maria. War er schon auf Erden so bevorzugt unter allen Heiligen, in welcher höherem Grade wird er's nun dort oben im Himmel sein! Der hl. Gregorius von Nazianz spricht es offen aus: „Der Herr hat in dem hl. Josef alles, was die übrigen Heiligen an Licht und Glanz, an Glorie und Herrlichkeit besitzen, wie in einer Sonne vereinigt!“ Daher dürfen wir aber auch zuversichtlich glauben, daß St. Josef von allen Heiligen beim göttlichen Spender der Gnaden am meisten vermag.

Obwohl dies zu keiner Zeit bezweifelt wurde, so hat doch eigentümlicher Weise die Verehrung des hl. Josef sich erst in den letzten Jahrhunderten allgemein verbreitet. Die göttliche Vorsehung hat sicherlich ihre geheimen Absichten dabei gehabt. Vielleicht lag früher, bei den noch neubekehrten Völkern, die Gefahr nahe, den hl. Josef der allerheiligsten Jungfrau gleich zu stellen, indem sie ihn sonst ebenf. für den Vater Jesu gehalten hätten, wie Maria seine Mutter war; vielleicht auch wollte Gott die Verehrung des hl. Josef gerade unserer Zeit als ein besonderes Mittel der Heiligung aufbewahren. Sei dem, wie ihm wolle, erfreuliche Tatsache bleibt, daß sich gerade in unseren Tagen die Verehrung des großen Patriarchen bei allen christlichen Völkern in segensreichster Weise Bahn bricht.

Die Päpste haben nie aufgehört, die Verbreitung dieser Andacht durch häufige Ermahnungen und Verleihung besonderer Gnaden und Ablässe zu befördern, indem sie zu Ehren des hl. Josef Feste einsetzten und zahlreiche Bruderschaften ins Leben riefen. Zwei Hauptfeste werden ihm zu Ehren von der ganzen katholischen Kirche begangen; das erste am 19. März, das andere, das sogenannte Schutzfest des hl. Josef, am dritten Sonntag nach Ostern. Zahlreiche Bruderschaften sind an verschiedenen Orten entstanden, und in noch größerem Maßstabe bilden sich, zumal in den Städten, Arbeiter- und Gesellenvereine unter dem Schutze des hl. Josef, des glorreichen Patrons der Arbeiter.

Die geistlichen Orden wetteifern in seiner Verehrung und in der Verkündigung seines Ruhmes. Die Priester opfern ihm die heiligsten Handlungen ihres erhabenen Amtes auf und erbitten von ihm jene Tugenden, die zu einem so vertrauten Umgang mit dem eucharistischen Gott unerlässlich sind. Die nach Vollkommenheit strebenden Seelen bitten ihn um den Geist des Glaubens und der Andacht und um rechte Liebe zu Jesus und Maria. Die Familienväter rufen ihn an als den Beschützer des häuslichen Herdes; die Gatten als Vorbild und Hüter der ehelichen Treue, die Kinder als den liebevollsten und mächtigsten Freund und Vater, alle Christen endlich als ihren zuverlässigsten Helfer und Beschützer in allen Nöten, namentlich aber im entscheidenden Augenblicke des Todes. Kurz, alle Stände, Geschlechter und Lebens-

alter setzen auf den hl. Josef ihr größtes Vertrauen und verehren ihn mit einer ganz besonderen Andacht. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Ruf ins Kloster.

(Schluß.)

„Acht Tage vor dem Feste der Darstellung Marias im Tempel“, so erzählt Anna Katharina Emmerich, „am zweiten Tage der diesem Feste vorangehenden neuntägigen Andacht, an welchem ich und Klara Söntgen das Jahr vorher eingekleidet worden waren, taten wir im Jahre 1803 als Augustinerinnen im Kloster Agnetenberg zu Dülmen Profeß, und so waren wir dann von diesem Tage an geweihte Bräute Christi unter der Regel des hl. Augustin. Ich war damals in meinem 28. Lebensjahre.“

Es mag sich jeder Leser leicht vorstellen, mit welchen Empfindungen Anna Katharina am Fuße des Altars die feierlichen Gelübde ablegte, nach denen sie sich so lange gesehnt und für die sie so viel erduldet hatte. Obwohl sie die letzten Tage in vermehrten Bußübungen zugebracht hatte, so erschien sie doch am Tage der Profeß stark und blühend. Das Frohlocken ihrer Seele und das Gefühl des unendlichen Glückes ob ihrer Vermählung mit dem himmlischen Bräutigam gab sich auch nach außen kund und ließ sie wie leuchtend erscheinen. So kam es, daß ihr geistlicher Hochzeitstag allen ein Tag der Freude und süßen Friedens wurde. Sie erschien durch den Glanz der inneren Seligkeit, den die unaufhörlich über ihr Antlitz rinnenden Freudentränen nicht verdunkeln konnten, der ganzen Klostergemeinde so lieblich, und die zärtlichen Worte, mit denen sie den Mitschwestern für die Zulassung zu den Gelübden ohne Unterlaß dankte, brachten eine solche Nührung hervor, daß eine friedliche, fröhliche Stimmung die ganze Klostergemeinde erfüllte.

Nach dem feierlichen Hochamte war ein Gastmahl, zu welchem auch die Eltern Anna Katharinas geladen waren. Letztere hatte oft zu Gott gelehrt, daß er den lieben Eltern verleihen wolle, in ihr Opfer mit ganzer Seele einzustimmen. Sie ward jetzt erhört. Vater und Mutter wurden durch den Anblick ihrer Tochter so tief ergriffen, daß sie, mit ihrem Opfer sich vereinigend, sie Gott von ganzem Herzen schenkten. Es ward ihnen klar und gewiß, daß ihr Kind für diesen Stand berufen sei, und sie fürchteten, sich Gott selbst zu widersetzen, wollten sie noch länger auf ihrer Weigerung verharren. Darum zog auch in ihre Herzen an diesem Tage eine große Freude ein, welche sie ihrer Tochter so lebhaft zu erkennen gaben, daß diese zeitweilig mit Trost erfüllt wurde, so oft sie der unversehlichen Feier gedachte.

Damit wollten wir von der hochbegründigten Dienerin Gottes Abschied nehmen. Von ihrem späteren Leben nur ein paar historische Notizen: Im Dezember 1811 wurde das Kloster Agnetenberg aufgehoben. Welch' ein Schlag für Anna Katharina! Sie erzählt: „Als ich im Frühling des folgenden Jahres aus dem Kloster mußte und in das Haus der Witwe Koters in Dülmen zog, hatte ich solche Angst und Scheu, daß ich glaubte, jeder Stein auf der Straße könnte mich ver-

schlingen.“ Am 29. Dezember 1812 empfing sie an Händen, Füßen und der Brust die Wundmale; es folgte im März 1813 eine strenge kirchliche Untersuchung durch den Generalvikar Clemens August von Droste-Bischoff, mehrere Aerzte und den ehrwürdigen Dechanten Overberg, welche den denkbar günstigsten Ausgang nahm. Im Jahre 1818 kam durch Gottes Fügung der bekannte Dichter Clemens Brentano an das Krankenbett der frommen Dulderin nach Dülmen. Dieser war das Werkzeug, welches Gott zur Aufzeichnung der vielen herrlichen Offenbarungen Anna Katharinas ausersehen hatte. Er erfüllte seine Aufgabe mit höchster Gewissenhaftigkeit und stand ihr bis zu ihrem seligen Tode, der am 9. Februar 1824 erfolgte, als treuer Freund zur Seite. Im folgenden wollen wir von den Gebetsarbeiten, Lehren, Gesichten und Offenbarungen der Seligen unsern Lesern eine bescheidene Auswahl bieten, erklären jedoch zum voraus, daß wir denselben, solange kein Urteil seitens des apostolischen Stuhles vorliegt, nur eine rein menschliche Glaubwürdigkeit zugeschrieben wissen wollen. Im übrigen verweisen wir unsere Leser auf die zahlreichen Zeugnisse hervorragender Kirchenfürsten und Theologen zu Gunsten der gottseligen Anna Katharina Emmerich.

### Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.  
(Fortsetzung.)

Emaus, 21. Oktober 1908. — Heute kam schon in aller Frühe ein Kaffer, der auf einem Fuße hinkte, zur Missionsstation und bat mich, sein Kind zu taufen, das zu Hause am Sterben liege. Ich machte mich sogleich auf den Weg, und zwar zu Fuß, denn die Entfernung des Kraales war keine allzu beträchtliche.

Nach etwa einer halben Stunde bogen wir von der Poststraße links ab, in eine Wiese hinein. Unter einer südafrikanischen Wiese darf man sich allerdings kein europäisches Grasland vorstellen. In gewisser Beziehung ist hier eigentlich das ganze Land eine Wiese, das heißt, es reicht sich bis in unabsehbare Ferne eine Grasfläche an die andere, nur zeitweilig unterbrochen durch ein Ackerfeld oder eine Waldparzelle. Der Küstengürtel ist in einer Breite von 15 bis 20 englischen Meilen meist mit Buschwerk bestanden, dann verliert sich zwei bis drei Tagereisen gegen das Innere jeder natürliche Baumwuchs — nur Bläckwatt, Eukalyptus und ähnliche von den weißen Kolonisten angelegte Pflanzungen tauchen in der Nähe einzelner Farmen auf — und erst später, etwa 70 bis 80 Meilen von der Küste entfernt, beginnt der afrikanische Hochwald.

Beim betreffenden Kraale angelangt, fand ich einen sonst kräftigen Jungen von etwa 4 Jahren, der sich vor Schmerzen buchstäblich auf dem Boden wälzte. Nach einer Weile wurde er etwas ruhiger, verdrehte aber dann bald die Augen, als läge er schon in den letzten Zügen. Da glaubte ich nicht länger zögern zu dürfen und erteilte ihm auf den Namen „Josef“ die hl. Taufe.

Die ganze Hütte war voll von heidnischen Zuschauern, die in lautloser Stille Zeugen der hl. Handlung waren und auch später noch dablieben, nachdem ich mich schon entfernt hatte. In Europa geht am Werktag alles der Arbeit nach, hier aber kann man Männer, Weiber und junge Burschen ungezählte Stunden plaudernd beieinander sitzen sehen, als sei beständig

daß er nichts zu essen hat; so z. B. heuer, da ihm der Mais zum großen Teil erfroren ist. Wovon leben denn diese Leute überhaupt? — Nun, Weiber und Mädchen suchen da und dort nach eßbaren Kräutern; wer über etwas Bargeld verfügt, geht zum nächsten Store und kauft sich ein größeres oder kleineres Quantum Mais. Der Sack von etwa zwei Zentnern im Gewicht kostet aber 15 bis 20 Mark und darüber. Der Preis wechselt allerdings stark; unmittelbar nach der Ernte z. B. kostet er oft bloß 6 bis 7 Mark, oder noch weniger. Das weiß der Kaffer, wird aber durch Schaden nicht klug. Regelmäßig verkauft er Jahr für Jahr kurz nach der Ernte seinen bescheidenen Vorrat um den niedrigsten Preis, obgleich er weiß, daß er später seinen Bedarf ums Drei- und Vierfache wieder einkaufen muß. Vom Rechnen, Sparen, haushälterischem Einteilen hat er eben keinen Begriff; er lebt einfach in den Tag hinein, heute im Ueberfluß, morgen in Elend und Not.

Bei Kauf und Verkauf herrscht noch vielfach der Tauschhandel. Frauen und Mädchen tragen z. B. ein Körbchen voll Mais nach dem Store. Dort wird es gewogen, verrechnet und ausbezahlt. Nun kann man einkaufen! Was denn? Allerlei: Salz, Zucker, Tabak, Seife — auf letztere sind die Mädchen sehr verfallen — Zinohölzchen usw. Auch Petroleum wird vielfach gefordert, denn viele haben sich schon zu einem kleinen Lämpchen aufgeschwungen. Namentlich, wenn in einer Hütte jemand krank liegt, darf die „Lampu“ nicht fehlen; dabei wird die Flamme in der Regel winzig klein gehalten, auch wenn sie noch so sehr qualmt und beim geringsten Winde auslöscht. Hier wird gespart, sonst aber wirft man Pfunde hinaus. Kommt leider auch anderswo vor.

Emaus, 1. November 1908. — Diese Woche kam Bruder Leo, unser Schaffner, zu mir und klagte, daß unsere Felder gar zu sehr von den Vögeln zu leiden hätten. Er habe wohl ein Duzend Schüsse auf diese nimmerartigen Diebe abgegeben, doch mit geringem Erfolg; sie flögen einfach von der einen Seite des Maisfeldes auf die andere und setzten dort ihr Zerstörungswerk fort. Er hat sich nun entschlossen, ein paar gewandte Kaffernbuben als Hüter aufzustellen. Die sollen fleißig um das Feld herumrennen und dabei tüchtig Lärm machen, die Schädlinge abzuhalten. Bei den Kaffern kommt das häufig vor. Sobald die Amabele-Felder zu reifen beginnen, werden Knaben und Mädchen den ganzen Tag über als Wächter aufgestellt. Eine kleine Strohütte mitten im Feld bietet ihnen bei Regenwetter den nötigen Schutz. Wer dieses Wachen unterläßt, dem tragen die gefräßigen Vögel vielleicht mehr als die Hälfte von seiner Ernte fort.

Anderer Schädlinge, die den Feldern ebenfalls recht gefährlich werden können, sind die Feldmäuse, zumal wenn sie in großen Massen auftreten. In Durbrody waren es außerdem auch noch die Hasen und Affen, von denen wir hier in Griqualand gottlob nichts zu leiden haben, wohl aber in Mariannhill, wo sie seit 2 bis 3 Jahren zu einer wahren Landplage geworden sind; dagegen kommen aus dem nahen Urwald Böcke, die uns sogar die Kartoffeln aus den Reihen hinwegfressen.

In unserm alten Stallgebäude aber hat sich der sogenannte Rüsselkäfer eingenistet. Diese Käfer fliegen wie die Hummeln im Freien herum, bohren aber auch in das Gehölze große tiefe Löcher.

von diesen geflügelten Nagern durchlöchert war. Bruder Roland meinte zwar, das seien gute, harmlose Tierchen, die man ruhig gewähren lassen könne, doch der Erfolg dürfte ihn bald eines Besseren belehren. In unserm nahen Wattelwalde aber treten seit zwei Jahren Raupen als Schädlinge auf. Vollständig ausgewachsen sind sie fast fingerlang; sie vermehren sich unglaublich schnell und jagen sich später jedenfalls auch in unsern Feldern und Gemüsegarten fest. Voriges Jahr habe ich förmlich Jagd darauf gemacht, heuer konnte ich mich noch nicht dazu erschwingen. Das Peinlichste dabei ist der penetrante üble Geruch, mit dem die ausgewachsenen Raupen behaftet sind.

Am 2. November 1908. — Heute kam ein Kaffer zu mir und verlangte drei Briefmarken zu à einem Penny.\*) Er hatte mir einen Sixpence überreicht; da ich nichts anderes bei mir hatte, gab ich ihm von den genannten Postmarken vier Stück und noch zwei Kupfermünzen dazu. Damit wäre an sich die Sache erledigt gewesen, allein in Natal und noch mehr hier in Oriqualand lieben die Schwarzen das Kupfergeld nicht. Daher wollte auch unser Held die 2 Pfennigstücke nicht annehmen und gab sich erst zufrieden, als ich ihm für seinen Sixpence sechs Postmarken eingehändigt hatte. Zum Schluß wollte er noch ein Panzela (eine Zugabe) haben, ich aber erklärte, bei der Post gebe es keine Panzela und entfernte mich.

Die Kaffern sind in diesem Stücke etwas verwöhnt. Für jede Kleinigkeit, die sie kaufen, und wäre es nur ein Stück Seife, wollen sie ihr Panzela haben. Gewöhnlich gibt ihnen der schlaue Storekeeper auch eines, indem er ihnen z. B. etwas Zucker oder Salz darciebt, und die guten Schwarzen merken nicht, daß sie doch die Betrogenen sind. Ihre Abneigung gegen die Kupfermünzen kommt gerade daher, daß die hiesigen Storekeepers nur Silbergeld akzeptieren. Das bringt den Kaufleuten reichen Gewinn. Ist ein Gegenstand z. B. 4 Pence wert, so verlangt er einfach 6, wenn 7, dann 9 usw. und der arglose Schwarze bezahlt willig, weil er eben im Handel nur Schillinge, Threepence und Sixpence kennt. Klüger fand ich in diesem Stücke die Schwarzen in der Nähe von Kapstadt und Port Elisabeth. Die kennen den Wert der Kupfermünze recht gut und wissen sie sehr zu ihrem Vorteil zu benutzen. Von den Eingeborenen der Insel Madagaskar dagegen erfuhr ich einmal von einem deutschen Kommissar, der drei Jahre dort in Geschäften zugebracht hatte, daß sie die Silbermünzen in mehrere Stücke zerschneiden, sodaß der Kaufmann genötigt ist, jedes Stück abzuwägen, um dessen Wert zu konstatieren.

Gestern kam ein junger Mann weit hergeritten und meldete den Tod einer alten Frau. „Sie rührt sich nicht mehr und spricht nicht mehr, sie ist tot“, erklärte er, „wollt ihr sie begraben?“ Die Verstorbene, eine hochbetagte Frau, war uns nicht ganz unbekannt. Sie hatte ein paarmal christlichen Unterricht bekommen und kannte zur Not die wichtigsten Gebete auswendig; die Taufe aber hatte sie noch nicht erhalten. Nun war sie leider plötzlich hinweggestorben. Wir fragten den Mann, weshalb er nicht früher gekommen, damit man die Frau hätte noch taufen können, doch er wußte darauf keine Antwort zu geben. Da es übrigens häufig

vorkommt, daß die Kaffern eine Person schon für tot erklären, sobald sie das Bewußtsein verloren hat, gingen zwei unserer Schwestern nach dem betreffenden Kraal; umsonst, man hatte sie schon begraben.

Ofters findet man in einer Kaffernhütte uralte Leute in einem Winkel sitzen. Sie sind halb blind, hören fast nichts mehr und können kaum mehr gehen. Am besten hat sich in der Regel noch ihr Mundstück erhalten; ohne Ende erzählen sie von den alten Tagen, von Tschaka und den andern großen Helden, von Hungersnot und schweren Kriegen usw. Was erst kürzlich geschehen ist, wissen sie nicht mehr, wohl aber Ereignisse von mehr als 70 und 80 Jahren. Für die Gegenwart sind sie wie tot, leben aber ganz in der Vergangenheit. Sein Alter weiß keiner anzugeben, man kann es nur annähernd aus dem, was sie erzählen, erraten. (Fortsetzung folgt.)

### Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

Nach einer Weile wurde Stella ruhiger. Ich ließ sie und Tota etwas von dem Vorrat genießen, den wir mitgebracht hatten. Ich selbst aß nun ebenfalls und zwar mit großem Appetit, hatte ich doch mit Ausnahme der zwei Maistolben seit 24 Stunden nichts genossen. Dann wusch sie sich Gesicht und Hände und ordnete ihre Kleider wieder so gut es eben ging. Während sie dieses tat, erfuhr ich nach und nach ihre Geschichte.

Sie erzählte, daß sie am vorhergehenden Nachmittag, vom Paden ermüdet, hinausgegangen sei, ihres Vaters Grab zu besuchen. Tota und die beiden Hunde hätten sie begleitet. Sie wollte gern noch einige Blumen auf des Vaters Grab legen und Abschied von ihm nehmen, denn am nächsten Morgen wollten wir bei Zeiten aufbrechen. Sie gingen durch den Garten, pflückten von den Orangenbäumen und sonstwo einige Blumen und trugen sie nach dem Gottesacker. Hier legte sie die Blumen aufs Grab, setzte sich dann nieder und fiel in eine tiefe Träumerei. Alles, was sie hier in der Einöde mit dem geliebten Vater in einer langen Reihe von Jahren durchgemacht, zog wieder an ihrem Geistesauge vorüber. . . . Während sie so dafas, war Tota, ein gar lebhaftes Kind, weggegangen, ohne daß Stella es bemerkt hatte. Die Hunde gingen mit.

Nach einer Weile hörte sie dieselben in einer Entfernung von etwa 150 Schritt heftig bellen, dann vor Furcht und Schmerz erbärmlich winseln und heulen. Dazwischen vernahm sie die Stimme Totas. Schnell erhob sie sich und lief hinzu, um zu sehen, was es gäbe. Da erblickte sie vor sich in der Dichtung eine Gestalt, welche die weinende Tota in den Armen hielt, und in der sie sofort Hendrika erkannte! Rings herum aber waren zahllose Paviane, die in zwei großen Haufen übereinander rollten und in ihrer Mitte die beiden Hunde hatten, die sie zerrissen.

„Hendrika!“ rief Stella, „was soll das heißen? Was tust du mit Tota und meinen Hunden?“ — Da schaute das Pavianeweib auf und blickte sie lange an. Mit Entsetzen gewahrte Stella, daß das Weib verrückt war, denn der helle Wahnsinn starrte aus ihren Augen. Sie ließ das Kind fallen, das sofort Schutz suchend, zu Stella floh. Letztere hob das Mädchen auf, doch im gleichen Augenblick fühlte sie sich von Hendrikas Armen umfaßt. Wohl wehrte sie sich mit aller Gewalt, umsonst, das Pavianeweib hatte die Kraft von drei Männern. Wie einem Wolf hat sie Stella und

\*) Der englische Schilling, welcher der deutschen Mark ungefähr an Wert gleichkommt, enthält bekanntlich 12 Pennies oder Farthings. Als 1 Pfennigstücke fungieren Kupfermünzen; als Threepence (¼ Mark) und Sixpence (eine halbe Mark) aber Silbermünzen.

Tota in die Höhe und rannte damit dem Flusse zu. Sie selbst watete, um keine Spur zu hinterlassen, im Wasser; die Paviane aber wollten nicht hinein und hielten mit ihr am Ufer gleichen Schritt.

Stella versicherte, die Nacht, die nun folgte, habe mehr einem grauenhaften Traum als der Wirklichkeit geglichen. Sie konnte mir nie genau alles sagen, was sich während derselben zugetragen. Es war ihr nur eine dunkle Erinnerung geblieben, daß sie über Felsen und Klippen an tiefen Abgründen vorbei geschleppt wurde, während um sie her das gräßliche Schreien, Brüllen und Heulen der Paviane fort dauerte. Sie sprach mit Hendrika in Englisch und Kaffrisch, und bat sie, in Frieden in ihr Heim zurückkehren zu dürfen. Doch die Frau, wenn man sie überhaupt so nennen kann, schien in ihrer Verrücktheit beide Sprachen vergessen zu haben. Sprach Stella, so begann Hendrika sie zu küssen und ihre Haare zu streicheln, schien aber kein Wort von dem zu verstehen, was sie sagte. Mit den Pavianen dagegen konnte sie reden, und diese gehorchten ihr blindlings. Merkwürdig war es auch, daß sie es ihnen nicht gestattete, Stella oder das Kind zu berühren. Einmal wagte dies einer, doch sie schlug ihn mit einem Knüttel derart auf den Kopf, daß er bewusstlos zusammenbrach. So riesenstark auch Hendrika war, so konnte sie doch Stella und das Kind nicht immer tragen, sondern mußte sie manchmal niederlegen. Dreimal wagte Stella bei einem solchen Anlaß einen Fluchtversuch, wurde jedoch jedesmal sofort wieder eingeholt; daher ihre Beulen, Hautschürfungen und zerrissenen Kleider.

Noch vor Tagesgrauen waren sie an der steilen Klippe und begannen den Aufstieg. Was uns ohne die Beihilfe von Stricken und Seilen eine Unmöglichkeit gewesen wäre, vollführten Hendrika und die Paviane mit Leichtigkeit. Im Flug waren sie oben; doch ließ hier Stella mit Absicht ihr Taschentuch fallen, in der schwachen Hoffnung, es möchte einen Anhaltspunkt bieten, wenn man käme, sie zu suchen.

„Von der Zeit an“, fuhr Stella fort, „kann ich mich auf nichts besinnen. Als ich erwachte, lag ich in einer dämmerigen Höhle auf einem Lager von Fellen. Meine Füße waren gebunden, und Hendrika saß neben mir und bewachte mich, während um die Oeffnung der Höhle die gräulichen Köpfe der Paviane grinsten. Tota lag in meinen Armen und war vor Schrecken halb tot. Ich sprach mit Hendrika und bat sie, uns frei zu geben; allein entweder hatte sie alles Verständnis für die menschliche Sprache verloren, oder sie stellte sich nur so. Dagegen hörte sie nicht auf, mich zu lieblosen und meine Hände und mein Kleid mit übertriebener Zärtlichkeit zu küssen. So oft sich aber Tota in ihrer Angst an mich anklammerte, starrte sie so wild auf das arme Kind, daß ich fürchtete, sie würde es töten. Um ihre Aufmerksamkeit davon abzulenken, bedeutete ich ihr durch Zeichen, daß ich trinken möchte. Sie brachte mir auch sofort Wasser in einer hölzernen Schale.“

Die Höhle war augenscheinlich Hendrikas Wohnort. Es waren Vorräte an Früchten darin und Streifen von gedörrtem Fleisch. Sie gab mir einige Früchte und gestattete sogar, daß ich Tota ein wenig davon mittelte. Doch es war mir keineswegs ums Essen zu tun. Mein lieber Allan, du kannst dir kaum vorstellen, was ich in diesen Stunden alles durchgemacht! Da lag ich nun gebunden in einsamer Höhle, mitten unter Pavianen und bei einem wahnsinnigen Weibe, das mit

ihnen verwandt war und eine so unheilvolle Gewalt über sie besaß. Die einzige Spur von Menschlichkeit, die ich noch an Hendrika entdecken konnte, war ihre Liebe zu mir. Sie fand offenbar eine wahre Glückseligkeit darin, mich bei sich in ihrer Höhle zu haben, fern von dir, den sie haßte. In dieser Hinsicht war sie ganz bei Verstand, sonst aber wahnsinnig und toll. Das Schrecklichste war mir ihre unglaubliche Eifersucht. Ich sah schon, wie sie auf Tota stierte, und daß deren Ermordung nur eine Frage der Zeit sein konnte. An Flucht war, auch wenn ich die Kräfte dazu gehabt hätte, nicht mehr zu denken, und auch die Aussicht auf menschliche Hilfe war unter diesen Umständen gering. So mußte ich also bis zu meinem Tode hier bleiben mitten unter den Pavianen und dem verrückten Ding, das in gewisser Beziehung schlimmer war als jene. O, mit welchem Schmerze dachte ich auch an dich, Allan! Ich ahnte deinen Schmerz, deinen Kummer und deine Sorgen. In dieser meiner Seelennot blieb mir nichts anderes übrig, als aus ganzem Herzen zu Gott zu beten, daß er mich entweder von den Pavianen befreien oder bald sterben lassen möge.

Während ich so betete, fiel ich in eine Art von Halbschlaf und hatte dabei einen gar seltsamen Traum. Es war mir nämlich, als komme Indabasiambi zu mir und flüstere mir ins Ohr, ich solle mich nicht ängstigen, denn ich würde bald befreit werden; mittlerweile aber solle ich Hendrika bei guter Laune erhalten und tun, als ob ich gerne bei ihr wäre. Der Traum war so lebhaft, daß ich Indabasiambi förmlich zu sehen und zu hören glaubte.

Bei diesen Worten blickte ich auf und sah den alten Indabasiambi an, der dicht neben mir saß und jedes ihrer Worte hörte. Ich wollte jedoch Stella in ihrer Erzählung nicht unterbrechen und teilte ihr erst später mit, wie diese Vision ermöglicht worden war.

„Als ich kurz darauf erwachte“, fuhr Stella fort, „beschloß ich, der Weisung gemäß zu handeln. Ich nahm Hendrika bei der Hand und streichelte sie. Da lachte sie in einer Art von Glückseligkeit wild auf und legte ihren Kopf auf meine Knie. Ich machte ihr ein Zeichen, daß ich etwas zu essen haben möchte, und auf dieses hin stand sie rasch auf, warf neues Holz ins Feuer, das schon brannte, und begann eine Bräthe zu kochen, die an sich gar nicht übel war; doch war meine Aufregung noch immer so groß, daß ich nur wenig davon genießen konnte.“

Plötzlich sah ich, daß Hendrika wieder ansang, auf Tota eifersüchtig zu werden. Sie warf einen wilden Blick zuerst auf das Kind, dann auf das große Messer, das an ihrer Seite hing. Ich erkannte es sofort; es war dasselbe, mit dem sie einst dich und Indabasiambi hatte ermorden wollen. Schon stand sie mit gezücktem Messer auf, die grause Tat zu vollführen, als mir in meinem Schrecken gerade noch einfiel, daß ich sie früher, wenn sie bei schlechter Laune war, am schnellsten durch Gesang besänftigen konnte. Ich fing also an, religiöse Lieder zu singen. Und siehe, sofort vergaß sie ihre Eifersucht, steckte das Messer in die Scheide, setzte sich nieder und saß nun regungslos da, ganz entzückt meinem Gesange lauschend. Auch die Paviane versammelten sich am Eingange der Höhle und hörten mir lautlos zu. Wohl eine Stunde und noch länger mag ich so gesungen haben. Doch, ich sage dir, Allan, es war mir gar unheimlich zu Mute, als ich so dasaß und immer wieder und wieder der wahnsinnigen Hendrika vorsingen mußte und den gräulichen Affen, die

ihre Augen schlossen und mir, während ich sang, mit den Köpfen zunickten.

Schon begann mir die Stimme zu versagen, da merkte ich, wie die Paviane draußen plötzlich unruhig wurden. Kurz darauf rannten sie mit entsetzlichem Geheule davon. Einen Moment später hörte ich einen mächtigen Knall, er kam von der abgefeuerten Elefantentbüchse, und ich glaube, es war der süßeste Ton, den ich je gehört habe; denn er verkündete meine Erlösung! Hendrika hörte ihn ebenfalls: sie sprang auf, stand einen Augenblick still, ergriff dann zu meinem Entsetzen die kleine Tota und stürmte hinaus. Ich konnte ihr natürlich nicht folgen, denn meine Füße waren noch immer zusammengebunden. Im nächsten Augenblicke hörte ich, wie ein Felsblock bewegt wurde, und alsbald sagte mir die Abnahme der Helligkeit in der Höhle, daß ich eingeschlossen worden war. O, wie lange erschien mir nun die kommende halbe Stunde! Ich hörte das fürchterliche Geheul der Paviane und die dazwischen fallenden Schüsse. Doch der Kampf dauerte anscheinend lang, und ich wußte nicht, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde. Endlich, endlich hörte ich ein fernes Rufen; ich erkannte deine Stimme und antwortete, so laut ich konnte. Das übrige ist dir bekannt. Und nun, Gott sei Dank, daß er uns wieder glücklich zusammengeführt hat, Gott sei Dank!“ —

### 7. Kapitel.

Sowohl Stella als Tota waren zu ermüdet, als daß sie hätten fortgebracht werden können. So kampierten wir also in der kommenden Nacht droben auf dem Paviansberg; jedoch in ungestörter Ruhe, denn keines der häßlichen Tiere ließ sich mehr erblicken. Stella wollte nicht in der Höhle schlafen, sie sagte, der Platz wecke in ihr zu schreckliche Erinnerungen. Deshalb machte ich ihr unter einem dichtbelaubten Baume ein bequemes Lager zurecht. Da dieses felsenumgrenzte Tal einer der heißesten Orte war, die ich je gesehen hatte, so glaubte ich, es würde ihr nicht schaden; als ich aber am anderen Morgen bei Sonnenaufgang eine ganze Wolke miasmatischer Dünste über unserm Lagerplatze hängen sah, wurde ich anderer Meinung.

Als wir uns erhoben, fühlten sich Stella und Tota allerdings ziemlich wohl, und so traten wir rasch den Rückweg an. Ich hatte schon Tags zuvor einige der Leute zurückgeschickt, um aus den Kraals eine Leiter nebst Tragbahre zu holen. Die Leiter ermöglichte uns einen bequemen Abstieg über die steile Klippe; später bestieg Stella mit dem kleinen Mädchen die Tragbahre, und so kamen wir in wenigen Stunden wieder wohlbehalten bei unsern Kraals an. Von Hendrika aber hatten wir nichts mehr gesehen. —

Wäre nun das Erzählte eine leere Erfindung, so müßte meine Geschichte damit schließen, daß es hieße: „Wir lebten von da an noch viele Jahre glücklich und zufrieden beisammen. Doch leider ist dem nicht so. Wie soll ich das Kommende mir schildern? Ach, am liebsten würde ich vollständig darüber schweigen. Nachdem nämlich die eigentliche Gefahr vorüber war, brach der Gesundheitszustand meiner lieben guten Frau erst zusammen. Die Seelenangst, der Schrecken und die übermäßige körperliche Anstrengung in jener fürchterlichen Nacht hatten sie so angegriffen, daß vorläufig an die geplante Reise gar nicht zu denken war. Stella bekam einen heftigen Fieberanfall, den sie sich zweifellos in der ungefunten Atmosphäre des verhaßten

Berges zugezogen hatte. Wohl begann das Fieber mit der Zeit zu schwinden, hatte aber dennoch ihr Gesamtbefinden so geschwächt, daß sie unfähig war, das Schwere, das ihr bevorstand, zu überstehen.

Ich glaube, sie wußte, daß sie bald sterben müsse, denn sie sprach immer nur von meiner Zukunft, nie von der unsrigen. Dabei war sie geduldig, so sanft und still und gut, daß ich es unmöglich beschreiben kann. . . . Inzwischen rückte die entscheidende Stunde näher. Mein Knabe „Heinrich“ wurde mir geboren, und seine Mutter lebte noch, um ihn küssen und segnen zu können. Dann schwanden ihre Kräfte. Wir taten, was wir konnten, doch ein erfahrener Arzt stand uns in dieser Wildnis nicht zur Verfügung, und so kam das Schreckliche immer näher. Ach, welch' bange Nacht durchwachte ich mit brechendem Herzen an ihrem Lager!

Der Morgen dämmerte und die Sonne stieg im Osten mit gewohnter Pracht herauf. Ihre Strahlen, die auf den Babylon-Beak hinter uns fielen, reflektierten in vollem Glanz über der Wölbung der Marktraale. Stella erwachte aus ihrer Ohnmacht und sah das wundersame, purpurfarbige Licht. Sie flüsterte mir zu, die Türe zu öffnen. Ich tat es und sie heftete sodann ihre sterbenden Augen auf den goldenen Glanz des strahlenden Morgenhimmels. Da kam über ihr Angesicht ein Lächeln, wie das eines Engels. Noch einmal blickte sie mich liebend an, erhob sodann mit letzter Anstrengung ihre Hand, zeigte nach dem strahlenden Himmel, leise flüsternd: „Dort oben, Allan, dort oben!“ —

Es war vorüber. — Ihr Herz hatte aufgehört zu schlagen; und auch mein Herz war gebrochen, und mit gebrochenem Herzen muß ich nun wandern bis ans Ende! —

Ja, es ist eine traurige Tatsache: wohin wir auch wandern mögen in der weiten Welt, wir kommen über den Bereich des Todesengels nicht hinaus. Einer nach dem andern muß hienieden scheiden. Einst schlägt die Stunde auch für mich, so wie sie für meinen Vater geschlagen hat, und für Stella, und all' die Millionen, die vor uns gewesen. Nur ein Trostwort gibt es dagegen: Das Wiedersehen, droben in der ewigen Heimat, und Gottes liebende Vorsehung, die über unsern Häuptern wacht. Dies allein befähigt uns, beim Verluste eines unserer Lieben demüthigen und gott-ergebenen Herzens auszurufen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit!“ —

Am nächsten Tage begrub ich Stella an der Seite ihres Vaters, und die Tränen ihres Volkes, das diesen seinen „Stern“ so sehr geliebt hatte, stiegen auf gen Himmel. Selbst Judabasimbi, den ich noch nie hatte eine Träne vergießen sehen, weinte bitterlich. —

(Schluß folgt.)

### Wandern und Stillestehen.

(Fortsetzung.) Von Br. Tiburtius.

Mariannahill. — Von der nächsten Station „Sea-View“ aus erblicken wir schon den Indischen Ozean. Vor uns liegt in einer Ausdehnung von sechs (englischen) Meilen der Hafen von Durban. Wegen der vielen Schiffe und Masten sehen wir von der eigentlichen Stadt nur die alte und neue Town-Hall, ein paar Kirchen und das eine und andere besonders hochgebaute Privathaus: links davon breitet sich die sogenannte „Berea“ aus, ein hoher, langgestreckter

Hügel mit einer Unmasse von Häusern, Gärten, Villen und seltenen Parkanlagen, rechts vom Hafen liegt der „Bluff“, ein dichtbewaldeter Höhenzug von 211 Fuß. Auf seinem steil abfallenden Südost-Ende steht ein aus Eisen konstruierter, 81 Fuß hoher Leuchtturm.

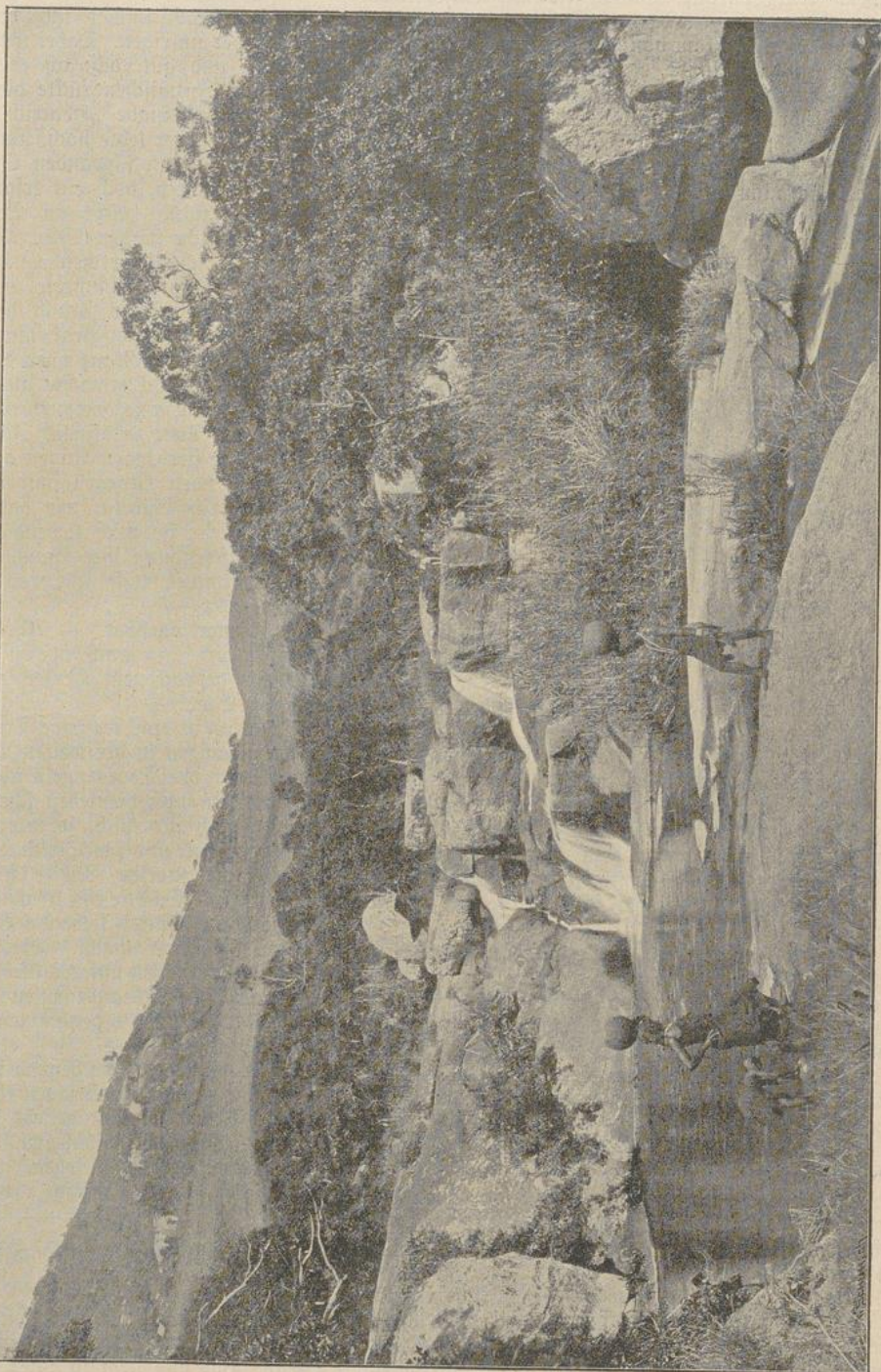
Nun geht es auf der sogenannten Jakobsleiter steil bergab — hierzulande sind überhaupt Steigungen von 1 : 30 nichts Seltenes — nach South-Coast-Junction, das nur noch 33 Fuß über'm Meerespiegel liegt. Hier steht zu unserer Rechten eine großartige, noch immer im Wachstum begriffene Zucker-Raffinerie, welche den von einheimischem Zuckerrohr gewonnenen Stoff in die beliebte Marktware umwandelt. Neben-an erblicken wir eine Zündholzfabrik, nicht weit davon eine Kunstdünzermühle und sonstige Etablissemens, die meist von den vielen hier herum wohnenden Kulis bedient werden.

Von hier bis zum Durbaner Hauptbahnhof hätten wir noch 4 1/2 englische Meilen; doch wir steigen nun aus, verlassen die Hauptbahn und begeben uns nach der auf der andern Seite des Stationsgebäudes abzweigenden Südküste-Bahn.

Kaum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, so erblicken wir einen mächtigen Lagerplatz, über und über angefüllt von dem mannigfachen Eisenbahn-Material. Da liegen ganz kolossale Haufen von Schienen, Schwellen, Wechsell, Telegraphenstangen usw. usw., und man bekommt unwillkürlich einen ordentlichen Respekt vor den Leistungen der Engländer in der Erschließung einer Kolonie. Es möge mir hier gestattet sein, eine kleine Abschweifung zu machen und unsern geehrten Lesern einen flüchtigen

Ueberblick zu geben über die Geschichte und Entwicklung der Eisenbahnen in Natal.

Seine erste Bahn erhielt Natal im Jahre 1860, also vor beinahe 50 Jahren. Sie war zugleich die



Umzumbriver bei Mariatrost.

erste von ganz Afrika, war aber nur zwei englische Meilen (etwa dreiviertel Stunden) lang und verband den Point (Hafen) mit der eigentlichen Stadt. Sie wurde unter vielen Schwierigkeiten gebaut, und als nach einiger Zeit die beiden kleinen Lokomotiven, welche die einzige Triebkraft repräsentierten, ihren

Dienst versagten, mußten die Züge von Kaffern hin- und hergeschoben werden. Doch dem Uebelstand ward rasch wieder abgeholfen, und im Jahre 1874 wurden weitere vier Meilen, nämlich die Strecke von Durban bis zum Umgenißfluß dem Verkehr übergeben. Im Laufe der Jahre kam dann die Hauptlinie von Durban über Maritzburg, Ladysmith und Charlestown (der Grenzstadt) nach Johannesburg. Wir wollen hier ein kleines Schema der größeren Stationen dieser Bahn beifügen mit Angabe der Zeit der Betriebsöffnung, der Entfernung von Durban und der Höhenlage.

Name der Station	Zeit der Eröffnung	Entfernung von Durban	Höhenlage über'm Meerespiegel
Pinetown . . .	1878	17 engl. Meilen	1125 engl. Fuß
Kranz Kloof . . .	1879	22 1/2 " "	1808 " "
Botha's Hill . . .	"	32 " "	2425 " "
Juchanga . . .	1880	39 " "	2064 " "
Camperdown . . .	"	48 " "	2497 " "
Pieter Maritzburg	"	71 " "	2218 " "
Gowik . . .	1884	88 " "	3439 " "
Ladysmith . . .	1886	189 3/4 " "	3284 " "
Stencoe . . .	1889	231 1/2 " "	4302 " "
Newcastle . . .	1890	268 " "	3893 " "
Charlestown . . .	1891	304 " "	5386 " "
Johannesburg . . .	1895	475 " "	5735 " "

Die der Südküste entlang laufende Linie, auf der wir uns jetzt befinden, wurde im Juli 1901 eröffnet und verbindet in einer Länge von 80 engl. Meilen Durban mit Port-Shepstone. Der Fremde, der zum erstenmal die Natalbahnen sieht, wundert sich über die verhältnismäßig großen Lokomotiven, die kurzen Züge und die kleine Fahrgeschwindigkeit. Wenn er jedoch erfährt, über welches Terrain diese Bahnlagen führen, sind ihm all diese Rätsel schnell gelöst. So beträgt z. B. bei der oben skizzierten Hauptbahn von Durban nach Charlestown bei einer Länge von 304 engl. Meilen die Summe aller Aufstiege 12600 Fuß. Auf der Natal-Cape-Linie liegt Glands-Kop 4584 Fuß hoch, das nur 22 engl. Meilen davon entfernte Deepdale 2798 Fuß hoch; 25 engl. Meilen weiter treffen wir in der Nähe unserer Missionsstation Revelaer die Bahnstation Donnybrook wieder auf einer Höhe von 4480 Fuß, während die nächste Station Mjila bloß eine Höhenlage von 3758 Fuß aufweist. Ganz ähnliche Höhenunterschiede finden wir auf der schmalspurigen Bahn, welche Donnybrook mit Umzinto verbindet und worauf sich, nebenbei bemerkt, unter den Haltestellen die Namen La Trappe, St. Michael und Himmelberg finden. In staunenswerten Windungen und Serpentinien geht da die Bahn wiederholt bei einer Steigung von 1:30 bergauf und bergab und beschreibt Kurven mit bloß 300 Fuß Radius. Die 69 Tonnen schweren Lokomotiven befördern unter solchen Umständen im günstigsten Fall 205 Tonnen. Die für schwere Lasten berechneten Wagen sind meist 36 Fuß lang, 16 1/2 Tonnen schwer und besitzen eine Tragkraft von 35 Tonnen. Die für den Personenverkehr eingestellten Waggons sind recht bequem eingerichtet — besonders elegante fand ich auf der schmalspurigen Bahn zwischen Donnybrook und Umzinto, — können nachts in Schlafwaggons umgewandelt werden und haben durchwegs elektrisches Licht. Staatswagen, wie sie z. B. der Gouverneur auf seinen Reisen benützt, sind geradezu luxuriös ausgestattet. Doch genug davon; ich denke, es ist Zeit, unsere Wanderung oder vielmehr unsere Fahrt wieder fortzusetzen.

Der Zug geht jetzt über den Umhlatuzane-River, unsern alten Mariannhiller Freund. Ruhig und gelassen geht hier der Fluß, der bei Hochwasser so ungestüm dahinrauscht, seinem Ziele, dem Indischen Ozean, entgegen, wo ihn zunächst, ähnlich wie den benachbarten Umbilo, der Hafen von Durban aufnimmt.

In Clairmont, der ersten Station auf dieser Linie, zweigt die sogenannte Bluff-Bahn ab, welche nur die bescheidene Länge von 6 1/2 engl. Meilen hat und die Südost-Seite der Durbaner Bucht umkreist. Zu sehen gibt es in dieser sandigen, nur mit etwas Buschwerk bestandenen Tal-Ebene nicht viel. Das Land ist noch größtenteils unkultiviert, in den Sümpfen erblickt man zuweilen eine Herde Schweine, da und dort die Ansiedlung eines Weißen, zuweilen auch zerfallene Ziegeleien, von denen einige ganz beträchtliche Dimensionen gehabt haben müssen. Zu unserer Linken die großen Schlachthäuser von Sparr und Young; ein ödes, melancholisches Bild, einzig belebt durch den Ausblick auf den Bluff und die mit vielen Gärten und Villen gesäumte Hügelkette von South-Coast Junction bis Durban.

Die nächste Station Merebank erinnert uns an das große Zentralisationslager, das hier zur Zeit des Burenkrieges gestanden. Zuweilen waren hier gegen 9000 Personen, meist Frauen und Kinder, untergebracht. Doch diese traurigen Zeiten sind gottlob vorbei. — Von jetzt an beginnt sich die Gegend wieder zu beleben. Gärten, Felder, Parkanlagen, schmucke Farmerhäuser und afrikanischer Urwald wechseln in bunter Mannigfaltigkeit miteinander ab. Namentlich aber fesseln unser Auge die ersten großen Zuckersfelder. Da heißt's nach kurzer Wanderung wieder „Stillestehen“, denn ich kann nicht umhin, hier mit meinen geehrten Lesern die Zuckerrindustrie, so wie sie sich in Natal innerhalb der letzten Jahrzehnte entwickelt hat, etwas näher anzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

### Wer ist u Tixo?

Von Rev. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

St. Michaels. — Um den Begriff „Gott“ in Zulu wiederzugeben, hat man jetzt allgemein das Wort „u Nkulunkulu“ (der Große-Große, der Allerhöchste) angenommen. Der Nachbarstamm der Amazofa gebraucht dafür das Wort „u Tixo“. Viele protestantische Missionäre adoptierten dieses Wort, andere trugen Bedenken und wählten dafür das dem lateinischen Deus nachgebildete Wort „u Dio.“ Wie gut sie daran taten, möge folgendes Geschichtchen erhärten:

In der Nähe unserer Missionsstation St. Michael war ein schwer kranker Mann aus dem Stamme der Amazofa. Schwester Amiliana besuchte denselben einmal, um zu sehen, ob er wohl zum Empfange der hl. Taufe bereit wäre. Auf die Frage nach seinem Glauben erklärte er, daß er den „u Tixo“ wohl kenne. „Wer ist denn „u Tixo?““ frug ihn die Schwester weiter. Die prompte Antwort war: „u Tixo ng' umntwana ka Satan“ (u Tixo ist der Sohn des Satans); zu ihm sind alle meine Vorfahren gegangen; dorthin will ich auch kommen. Vom Christenhimmel will ich nichts wissen. . . .“

Alle Bemühungen, ihn eines Besseren zu belehren, waren umsonst. Bald darauf starb der Vermste in seinem traurigen Wahne. Der Glaube ist eben eine Gnade Gottes und diese will mehr oder weniger ver-

dient sein. Wer unserer geehrten Leser betet zur Befreiung der armen Heiden ein einziges, aber recht andächtiges Ave Maria?

### Ein schöner Brauch beim Kaffernvolke.

Von Dr. Kasimir, O. M. M.

Ein Kaffer erzählte mir einmal von einem sehr schönen Gebrauche, der in alter Zeit in Südafrika herrschte. Gar oft wurde unter den heidnischen Chiefs ein ganz Unschuldiger zum Tode verurteilt. Nachsucht eines bösen Nachbarn, ein törichter Aberglaube, das Gelüsten des Chief nach seinem Vermögen usw. genügte, ihm das Leben abzuspochen. Keine Verteidigung, kein Beweis seiner Unschuld konnte ihm da helfen. Nur eine Rettung gab es noch für ihn. Glückte es nämlich dem zum Tode Verurteilten, unter den Schutz der Mutter des Häuptlings zu flüchten, so durfte ihm niemand mehr ein Leid zufügen. Die Frau pflegte den Unglücklichen in ihre Arme zu schließen und ihm gute Ermahnungen zu geben, dieser aber war zeitlebens Feuer und Flamme für seine Schutzfrau und Lebensretterin.

Welch' schönes Bild der Liebe und mütterlichen Fürsorge der allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria gegen uns arme Menschenkinder!

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Saig, Gasseldorf, Baumgarten, Dörlesberg, Dorfprozelten, Buschborn, Ludwigsfeld, Ofen, Roggenburg, Anton Roth u. Anna Schmitt, Mondfeld, Ungenannt N. H., Zell i. Schw., Rot, Gräfen-dorf, Reichstett, Wittighausen, Dorfprozelten, Ueberlingen, Klein-Reberdingen, Säßolsheim, Triberg, Glashofen, Hettlingen, Wies-mühl, Pepinville, Oberempfenbach, Nürnberg, Osterhausen, Gänz-burg, Hornberg, Hofweier, Göppingen, Hutturm, Hörmannsburg.

### Dankfagungen

gingen ein aus: Kellmütz, Neubau, Graz, Antiesenhofen, Kilzheim, Triberg, Dank dem göttl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Josef und den armen Seelen für Erhörnung in schwerem An-liegen; Wieden.

### Gebets-Empfehlungen.

Um Sinnesänderung. Mehrere Kranke. Um den wahren Beruf. Um glücl. Entbindung. Um gute Wohnung. Um den Beruf zum Priesterstande. Erkennung des Berufes. Glücklichen Ehestand. Ein schweres Anliegen. Glückl. Weirat. Um Erlangung der früheren Stellung. Zwei geistesranke Kinder einer schwer be-drängten Mutter. Eine schwer bedrängte Familie. Um einen guten Dienst. Um Befreiung eines Sohnes. Ein Fußleiden und Augenleiden. Eine besorgte Mutter um glückliche Entbindung. Um Befreiung einer Sünderin. Um Erhörnung in schweren geistigen und leiblichen Anliegen. Ein schweres Familien-Anliegen. Ein wichtiges Anliegen. Um glücklichen Ausgang eines Prozesses. Um baldige glückliche Erledigung einer sehr wichtigen Angelegenheit. Ein kranker Familienvater.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionschweftern, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Bergst-meinlich.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meh-bundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Dr. Abis, Gebrazhofen. Pfarrer Pierron, Klein-Moyenne. Ambros Maier, Wutöpfung. Aloisia Gilz, Deggenhof. Max Säge, Kengers. Polylarp Baumann, Pfarrer, Zaubelried. Nikolaus Knapp, Freudenberg. Georg Birk und Walburga Schwarz, Zler-

tissen. Georg Zimmermann, Ellenbeuren. Georg Götz und Joh. Antmann, Röttenbach. Franziska Doser, Kirchthal. Anna Lettner, St. Heinrich. Medizinalrat Dr. Karl Linz, München. Karl Fischer, Seibelbach. Georg Haas, Bamberg. Peter Josef Brochhausen, Eich. Joh. Schaffner, Marbach. Kath. Debl, Deggenhof. Korbinian Sellmeier, Bergshofen. Vinus und Scholastika Höbler, Gaismar. Jos. Anton Gröber, Weipoldshofen. Anna M. Heimlein, Langen-dorf. Rosa Gud, Ottersweier. Alois Schill, Frischnau. Kath. Albrecht, Wildenau. Kresz. Kranz, Hollenbach. Gertraud Firmery, Altheim. H. Schwarz, Mertissen. Alois Gartner, Griesstätt. Barbara Feist, Reichenbach. Frau Schlagbauer, Riedenburg. Adam Strigl, Buch. Katharina Faller, Freiburg. Klemens Frohnapsel, Schmalnau. Kresz. Hänle, Gänzburg. Anna Waibel, Rempten. Anna Schilcher, Zellberg. Martin Mühlbauer, g. Kat, Landshut. Josef Voisl, Pfarrer, Leisendorf. Lorenz Geigenberger, Höhl. G. Suttner, Amerita. Franz Hofmann und Adam Will, Kälsberau. Eljab. Kasper, Berg. Maria Pröll, Admont. Barbara Groß-raubenreiter, Steyr. Ferdinand Reuper, Deblarn. Anna Sama, Kölsach. Bonifaz Kuen, Lambach. Josefina Ledehöwsla, Lipniz. Schw. Birmina Klant, Schw. Ignatia, Elisabethinerin, Schw. Kaba-bana Heizinger, Schw. Primitiva Keltner, Schw. Hermenegild Schreiber, sämtl. in Linz. Mathilde Nagl, Landskran. Anna Storupa, Himmelweis. Hermann Thiel, Marienthal. Frau Gluchnit, Ratibor. Marie Fuchs, Qualten. Professor Dr. Landwehr, Ravens-burg. Maria Schweil, Gleisborf. Josef und Bartholom. Duppacher Gandibus Thalman, Hippach. Agatha Wollenik, Wien. Anna Peitler, Rennweg. Josef Kasper, Groß-Klein. Jos. ja Steinlauber, Graz. Frau Bödel, Junction City, N.-A. Johanna Wagenboier, Graz. Ferdinand Kainner, Haslach. Franz Kröll, St. Johann i. Sagg. Theresia Fleker, Graz. Irene Herzog, Eslegg. Theres Dttner, Stiering. Theresia Straßer, Pram. Leopold Pleinig, Graz. Maria Höbl, Kirchbach. Albert Allemann, Scherzingen. Peter Amhof, Auv. Kaspar Obermatt, Oberdorf bei Stans. Josef M. Marty, Fällthl. Theresia Dtt-Blättler, Arth-Golbau. Schmidling. Mechaniker, Altdorf. Schwander, Nationalrat, Galgenen. Kaplan Prudli, Hochdorf. Martina Maier, Tagerig.

## Mariannhiller Kalender pro 1910.

Der Kalender ist überaus reich an interessanten Erzählungen und steht auch, was Bilderschmuck anbelangt, in der vorderen Reihe der katholischen Kalender. Von den vielen Bildern nennen wir nur die der Zentrums-Abgeordneten des bayer. Landtages, „das Erdbebengebiet in Italien mit Karte“. Von den Erzählungen seien ge-nannt; „Die beiden feindlichen Höfe“; „Das letzte Geldstück“; „Eine Heldin“; „Unbarmherzigkeit“; „Die geheimnisvolle Schrift“; „Die letzte Nacht-wache“; „Das letzte Gericht“: „Eine Episode aus dem Schwedentrieg“.

Der Kalender ist von den im Bergstmei-nicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfg., für Oesterreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Hilfs-Missionär der Mission Mariannhill ist jede Person, welche den Mariannhiller Kalender pro 1910 verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Kaffern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhiller Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.